



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1924

9 (1924)

---

# Vergißmeinnicht

Allustrierte Beitschrift  
= der =  
Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Nr. 9.

September 1924.

42. Jahrgang.

# Vergißmeinnicht.

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1,50 Rentenmark, für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3  
Postcheckkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Grandenburgerstr. 8  
Postcheckkonto Köln 1652,

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52p  
Postcheckamt Breslau 15625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a  
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814,

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Bersau, Ct. Schwyz  
Postcheckkonto Luzern VII. 187.



### Briefauszüge.



Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen und Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörungen Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in irdischen oder weltlichen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, und daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Belede: 6 Mk. als Dank für Erhörang auf die Fürbitte des hl. Joseph und des hl. Antonius von Padua.

Olsen: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius von Padua für Hilfe in Wohnungsangelegenheit.

Walldorf: Dank der lieben Gottesmutter und dem hl. Antonius von Padua für erlangte Hilfe.

Roetgen: 100 Mk. für 2 hl. Messen nebst Almosen zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Judas Thaddäus und des hl. Schutzengels um Erhörang in einem hoffnungslosem Anliegen.

# Bergißweinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 9.

September 1924.

Jahrgang 42.

## Jung Mariannhill's Fahrt nach Afrika.

Wenn man all die Reiseberichte der ausziehenden Missionare in die Hand nimmt und durchliest, kann man die Feststellung machen, daß sie gewöhnlich mit dem Abschied in der Heimat beginnen, daß ihnen die ersten interessanten Erlebnisse jedoch erst auf dem Schiff begegneten. Der vorliegende Bericht macht insofern eine Ausnahme, daß der erste Aufzug des Reisedramas, oder vielmehr ein eigenartiges Vorspiel sich schon vor der Abfahrt ereignete. Dies kam so:

Am Sonntag, den 12. Nov. sollten wir in Würzburg abfahren. Alles war schon geregelt und auf den Tag eingestellt. Da kam am 9. Nov. wie ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich die Nachricht von dem Hitleraufstand in München. Die unglaublichsten Gerüchte durchschwirrten die Luft... Kahr, Knilling,—die ganze bayrische Regierung sei gefangen und abgesetzt, Ludendorff Diktator. München sei zur Reichshauptstadt erklärt worden. Die Reichsregierung hätte die ganze bayrische Grenze gesperrt und wolle mit Waffengewalt gegen Bayern rücken. Da gab es allerlei Gesichter bei den Ausfahrenden. „Das kann recht werden, wenn wir hier sitzen bleiben müssen und das Schiff am nächsten Dienstag ohne uns abfährt!“ so hörte man immer und immer wieder sagen. Am Nachmittag gab P. Prokurator den Befehl alles fertig zu packen, damit wir gegebenenfalls zur Abreise gerüstet seien. Man müsse schauen, möglichst bald aus Bayern herauszukommen, bevor der Tanz losginge. Wir machten unsere Habseligkeiten zurecht und harrten gespannt, in größerer oder geringerer Aufregung, der Dinge, die da folgen sollten. Auf unsere Anfrage bei der Bahn kam der Bescheid, die ganze Grenze sei gesperrt; auf den Strecken Aschaffenburg—Hanau, Gemünden—Elm fahre kein Zug mehr; der badische Zug hätte zwischen Lauda und Würzburg auf offener Strecke halten und nach Lauda zurückfahren müssen. Das war eine schöne Zeitung! Jetzt saßen wir da! Aus Bayern müssen wir auf jeden Fall heraus, koste es, was es wolle, sei es zu Bahn, zu Fuß oder zu Auto, so hieß es immer. Wir holten die Landkarten aus ihren Verstecken hervor, studierten und schmiedeten Projekte. „Wie wäre es, wenn wir mit dem Auto nach Lauda fahren würden? Von hier müßte man dann über Heidelberg, Frankfurt fahren. Es wäre allerdings ein großer Umweg, aber sicher ist sicher.“ „Aber das geht nicht an, entgegnete ein anderer. Was sollen wir mit dem vielen Gepäck bei dem ewigen Umsteigen anfangen?“ Ein anderer schlug vor nach Aschaffenburg zu fahren und von da bis Hanau ein Auto zu mieten. Allein auf dieser großen Heeresstraße wäre man sicher angehalten worden. Wir erwogen auch das Problem bis Bischofsheim in der Rhön die bayrische Bahn zu benutzen und von hier über die Wasserscheide nach dem nur wenige Stunden entfernten preussischen Gersfeld zu wandern; wenn irgendwo, so komme man auf dieser weltentlegenen Strecke am leichtesten durch. Schließlich einigte man sich dahin, im Auto nach Sulda zu flüchten; dort könnten wir in den direkten Zug nach Hamburg einsteigen und seien damit auch der Sorge

um das Gepäck enthoben. Jetzt wartet halt, vielleicht geht heute abend die Bahn doch wieder! So wurde denn gewartet und das eine über das andere Mal an der Bahn angefragt. Aber immer erhielt man die alte Antwort, die Grenze sei noch geschlossen.

Unterdessen brach der Abend herein. Wir saßen gerade bei Tisch, als der Bescheid gebracht wurde, der Hamburger Zug gehe ausnahmsweise. Jetzt schnell die Karten gelöst und die letzte Hand ans Gepäck gelegt! Wie schade, daß die Abfahrt, die so romantisch zu werden versprochen hatte, jetzt auf so gewöhnliche Weise von statten gehen sollte!

Um 8 Uhr rief das Glöcklein die ganze Gemeinde in die Kapelle. Wie wehmütig klang sein altgewohnter Ton! Jahrelang hatte es uns zusammengerufen, so daß wir uns gegenseitig alte Bekannte geworden waren; und nun klang es uns zum letzten Mal entgegen. Beim Segen verrichteten wir Scheidende das Reisegebet. Dann hieß es sich trennen von der trauten Kapelle, dem stillen Ort, wo wir all die Zeit hindurch so oft den Gottesdienst gefeiert, so oft in stillem Beten und Betrachten geweilt hatten. Innige Dankgebete drängten sich noch einmal über die Lippen für all die vielen Gnaden, die wir hier empfangen, und mit Inbrunst baten wir den göttlichen Heiland um seinen Segen für die beginnende Reise und den großen vor uns stehenden Lebensabschnitt.

Zum Bahnhof begleitete uns das ganze Haus. Helle Freude und stumme Wehmut zugleich leuchtete aus den Augen der Ausreisenden, in denen der Zurückbleibenden etwas wie heiliger Neid. Noch ein letzter Gruß und Händedruck, Tücherwinken, .. und der Zug verließ die Halle.

Rasselnd fuhr der Zug dahin durch das nächtliche Schweigen dem Maintal entlang bis Gemünden, den nördlichen Spessart hindurch, dann an Fulda vorbei. Obschon es gegen 11 Uhr war, und Schlaf und Müdigkeit ihr Recht verlangten, sah man doch mehrere in stiller Versunkenheit am Fenster stehen. Ihre Gedanken floaen durch die Dunkelheit hinüber zum Grab des großen Bonifatius, des Apostels unserer Heimat. Gleich ihm sollten auch wir sein geistlichen Nachkommen, die Heimat verlassen und übers Meer zu den Heiden ziehen. Wir baten noch um seinen Schutz und Segen. Die Gedanken zogen noch weitere Kreise ... 800, Urwald und Kloster ... Sturmius ... heidnische Hessen. Neubekehrte Germanensöhne ... Mittelalter und Neuzeit ... Die Gedanken gingen weiter: Südafrikanische Wildnis taucht auf ... Mariannhill ... Abt Franz' ... 2000 n. Chr. ... 2500 ... Von christlichem Geist und christlicher Kultur durchtränktes Negervolk ... Wird man dann auch so zu uns hinaufschauen, wie wir jetzt zu den alten Mönchen von Fulda? Wird dann über uns Mariannbiller daselbe Urteil gefällt werden, wie wir heute über die alten Fuldaer es tun? Werden dort unten Fuldas Heilige neu erstehen? ... Gott gebe es!

Weiter raste der Zug durch das nächtliche Norddeutschland. — Bebra — Hannover. Allmählich begann es im Osten zu dämmern. Hamburg war in der Nähe. Bald hatten wir es erreicht.

In Hamburg ging es zuerst zum Raphaelverein. Dort erfuhren wir, daß das Schiff zwei Tage später abgehe. Dies war uns schließlich gleichgültig; die Hauptsache war, daß wir in der Nähe des Schiffes weilten. Durch Vermittlung des Raphaelsvereins wurden wir im Marienkrankenhaus, dem größten privaten Krankenhaus Deutschlands, untergebracht. Die dortigen Schwestern, Borromäerinnen, nahmen uns in der liebevollsten Weise auf. Am folgenden Tag kam von der Wörmannlinie der Bescheid, daß sich die Abfahrt zwei weitere Tage hinausziehe, daß die Wangoni also erst am 17. in See stechen würde. Wir benützten die uns dadurch gebotene Zeit, um Hamburgs Schönheiten und Museen zu besuchen.

Natürlich wurden wir, da wir nur den Talar bei uns hatten, von allen Seiten redlich begafft und belächelt. Wir machten uns nicht viel daraus. So wurde Fr. Pankraz mitten auf der Straße voll Spott von einem Herrn gefragt: „Hasde keen Geld für nach Jerusalem zu fahren?“ In der langen Zeit machten wir



In den Mariannhiller Anlagen.

uns beim Raphaelverein etwas nützlich, indem wir Kartotheken ordneten oder schriftliche Sachen erledigten. Fr. Urban benützte die Gelegenheit, um einen Abstecher nach Berlin zu machen, wo er Verwandten einen Besuch abstattete. Während wir im Marienkrankenhaus lagen, traf noch eine ganze Reihe in die Mission ziehender Schwestern und Postulantinnen ein: vier Kreuzschwestern mit

acht Postulantinnen, vier Dominikanerinnen-Postulantinnen für Kingwilliams-town, ferner noch mehrere Benediktinerinnen, die mit einem andern Schiff nach den Philippinen fuhren. Damals war das Haus sicher klerikal genug! — Die Schwestern des Krankenhauses suchten uns den Aufenthalt so angenehm zu gestalten, als es in ihren Kräften stand; die Folge war, daß wir uns bei ihnen ganz heimisch fühlten und die Tage schneller vorübergingen, als wir ursprünglich vermutet hatten.

Endlich war der Tag der Abreise angebrochen. Die hl. Messen wurden etwas früher als bisher zelebriert, da wir uns schon um acht Uhr beim Raphaelverein einfinden sollten. Von hier zog die ganze Schar, die Schwestern dabei, zum Hafen hinab, ein stattlicher Troß, der die Leute an allen Ecken zum Stehen und Gaffen veranlaßte. Unten mußten wir uns noch der Zoll- und Paßkontrolle, sowie einer ärztlichen Untersuchung unterziehen, wo wir aber gnädig durchkamen. Der Weg zum Schiff stand uns jetzt frei. Wir ließen uns alsbald die Kabinen anweisen, wo wir unser Handgepäck gleich verstaute.

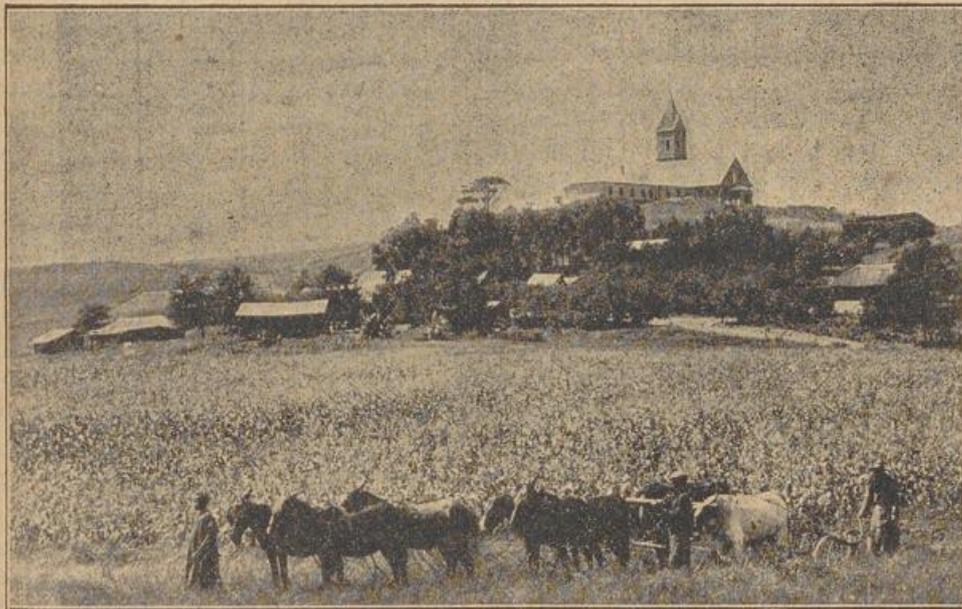
Die Abfahrt erfolgte kurz vor 12 Uhr. Die Passagiere standen vollzählig an Deck. Unten wogte eine stattliche Menschenmenge, Angehörige oder Freunde der Ausreisenden. Ein eigenartiges Gefühl beschlich uns, als die Landungsbrücke, die letzte Verbindung mit dem Lande, hochgezogen wurde und der Schiffskoloß sich langsam in Bewegung setzte. Abschiedsgrüße, Reisewünsche schwirrten durch die Luft. Alles winkte, schwenkte die Tücher. Tränen sahen wir keine fließen. Langsam zog der Schlepper den Dampfer zum Dock hinaus. In der freien Elbe nun angekommen, schwenkte der Schlepper plötzlich ab und überließ den großen Bruder sich selbst.

Die physische Verbindung mit dem Vaterlande war jetzt abgebrochen. Wer weiß, wann oder ob wir überhaupt noch einmal den deutschen Boden betreten werden. Sollen wir es jetzt auch so machen, wie so viele Auswanderer, die dem politischen und wirtschaftlichen Elend der Heimat den Rücken kehren und die mit dem deutschen Boden auch die deutsche Gesinnung aufgeben. Nein, als gebildete Leute wissen wir, was wir der Heimat verdanken. Die Sprache, die wir mit der Muttermilch eingesogen, in der wir unsere ersten Worte gelallt, in der wir aufgewachsen, die Sprache, mit der wir eine ganz bestimmte Ideenwelt, das Ideenreich der deutschen Sprache, aufgenommen haben, soll auch die Sprache bleiben, die zu tiefst unten im Herzen wurzelt, und die klingen soll, wenn die tiefsten Herzensteine angeschlagen werden. Den hohen Idealismus, der als schöne, aber auch verhängnisvolle Morgengabe dem deutschen Volke gegeben wurde, wollen wir in der Fremde pflegen, da wir wohl wissen, daß er auf dem Boden der Religion fußend, und an den Lehren unserer hl. Kirche orientiert, niemals zu einer Katastrophe führen kann.

An Blankensee, dem bekannten Ausflugsziel der Hamburger, vorbei, ging es die breite Elbe hinunter. Zu beiden Seiten umsäumten stattliche Dörfer den Fluß. Kirchtürme, Windmühlen, Schornsteine grüßten herüber bis es dunkelte. Schiff an Schiff kam uns entgegen, so daß wir wiederholt unser Staunen über den großen Verkehr ausdrückten. Auch an einem gesunkenen Dampfer, dessen Dasein nur ein einsam über dem Wasser stehender Schlot verriet, fuhren wir vorüber. Nach 6 Uhr passierten wir das Lichtermeer von Kurhafen; wir waren also in der Nähe der Elbemündung. Es dauerte auch nicht mehr lange bis das Schiff zu schaukeln anfing.

Das Leben und Treiben auf dem Schiff ist bald geschildert. Den äußeren Rahmen für die Tagesordnung bilden die Mahlzeiten. Frühstück ist um 7 $\frac{1}{2}$ , Mittagessen um 11, Kaffee um 2, Abendessen um 5 Uhr. Wer in der Frühe schon

etwas zu sich nehmen will, kann sich um 6 Uhr Kaffee mit Brot holen. Da bei uns in der dritten Klasse der Speisesaal nicht für alle ausreichte, mußten die Mahlzeiten in zwei Abteilungen eingenommen werden. Das ganze schwarze Contingent bildete die zweite Truppe; ob man sie wohl deswegen an zweite Stelle gesetzt hat, weil es das Fasten besser gewohnt und in der Geduld mehr geübt ist? Mag sein. So mußten wir eine halbe bis dreiviertel Stunden später zu Tisch gehen als die andern Mitreisenden. Von 11 Uhr abends bis 6 Uhr früh wird strikte Ruhe verlangt. Auf hoher See wird täglich Streichkonzert geboten, abwechselnd nachmittags und abends. Zum Zeitvertreib stehen eine Anzahl Gesellschaftsspiele sowie eine Bibliothek zur Verfügung. Die hl. Messen waren täglich in der Frühe zwischen 4 und 6 Uhr im Kinderjalon. So wurden wir nicht gestört, und auch nicht die Mitreisenden. An den Sonntagen war um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr öffentlicher Gottesdienst im Salon der 1. Klasse.



Missionsstation Maria Stella.

Die Mitreisenden waren meistens Deutsche. Zwei Schwäbische Familien fuhren nach Teneriffa. Das lustige schwäbische Geplapper der netten Kinder hatte sie bald verraten. Farmerfamilien kehrten wieder nach Südwest zurück. Mehrere Holländer kamen in Rotterdam und einige Portugiesen in Lissabon hinzu. Wer uns jedoch am meisten interessierte war ein Schwarzer, der schon in Hamburg zugeflogen war. Gar bald hatte er Freundschaft mit den abafundisi geschlossen. Seine Heimat ist Mosambique; längere Zeit weilte er in den Minen von Johannesburg; zur Zeit steht er bei dem deutschen Konsul in Kapstadt in Diensten. Seinem Herrn verdankt er auch die Europareise. Auf die Deutschen war er im allgemeinen gut zu sprechen. Nur die Bayern hatte er auf dem Strich. Bayern nit gud, Bayern grob. Ik schwarzer Mann in Wirtschaft kommen — rauß! — rauß! — Bayern meinten, ik Franzose, ik schwarzer Soldat vom Rhein. Überall — rauß, rauß! Ik sein doch kein Franzose, ik Engländer, aber die Bayern immer: rauß! — — Unser Schwarzer ist ein ziemlich heller Kopf;

außer seiner Muttersprache, spricht er Suaheli, Zulu und noch einen andern afrikanischen Dialekt, von den europäischen Sprachen Englisch, Portugiesisch und Deutsch. Der Religion nach ist er Mohamedaner. Dr. Brommer versuchte auf Zulu sich mit ihm zu unterhalten, was auch leidlich gelang. Auf die Dauer stieß er uns aber ab, da er seine mohammedanische, für uns ganz unmoralische Gesinnung unverblümt zur Schau trug.

In der offenen Nordsee angelangt, begann das Schiff stärker zu schaukeln. Es war schon spät abends. Die meisten Passagiere hatten sich, ob des steten Schwankens und des damit verbundenen eigenartigen Gefühles im Magen und im Kopf, frühzeitig in die Kabine zurückgezogen. Die meisten merkten wohl nichts mehr von den immer heftiger werdenden Erschütterungen, da sie schon im Traumland weilten. Nur dann und wann hörte man ein sonderbares Geräusch in den naheliegenden Kabinen, das leicht zu deuten war. Dazwischen drang Kinderweinen an unser Ohr.

Kurz nach 4 Uhr weckte uns Frater Gabriel, der Sakristan. „S'ist Zeit zur Messe, aufstehn! Huh, wie das Schiff schwankt! Mir ist es schon ganz zweierlei! Hoffentlich passiert nichts!“ So der Weckruf unseres wackeren Meßners. Auf die Frage, wer von den Priestern Messe lese, kam die Antwort: „P. Edmund und Professor Käufer. Dr. Brommer hat es und P. Gems zieht es vor im Bett zu bleiben. Mit den Patres Jakob und Atzwanger ist überhaupt nichts anzufangen. Ich glaube, sie haben sich bereits ergeben.“ Das war eine schöne Zeitung! Doch wohlgenut wagten wir uns aus den Federn. Ob des ewigen Wiegens stießen wir uns beim Ankleiden und Waschen stets gegenseitig an. Frater Vitalis, aufstehn! Zeit zur Messe! Schlaftrunken rieb er sich die Augen. Kaum von seinem hohen Olymp herabgestiegen, begann er: „Mein Gott, mir wird's schon übel; schnell den Topf her!“ Die Sparbüchse wurde gerade noch rechtzeitig hervorgezogen, ehe der Vulkanausbruch erfolgte. Auf unsern dringenden Rat, zog sich unser Carissimus, der absolut seiner Sonntagspflicht nachkommen wollte, wieder in seine hochgelegene Behausung zurück. — In einer anderen Kabine lagen die Fratres Friedrich, Benedikt, Antonin und Ulrich beisammen. Fr. Benedikt war dank seines schlechten Magens schon längst von der Seekrankheit arg heimgesucht; wie ein Häufchen Elend lag er auf seiner Pritsche. Als Fr. Antonin und Ulrich zur Messe aufstehen wollten, wurden auch sie vom heulenden Elend erfaßt. „Zum Kuckuck nochmal ist das eine verweichlichte Gesellschaft!“ brummte Fr. Friedrich angesichts dessen vor sich hin. Voll Entrüstung stieg er die Leiter hinab, um unten angelangt, ebenfalls zu opfern. Rache des Schicksals! Als der Steward ihnen später die Spucknäpfe brachte, drei an der Zahl, versorgte er zuerst Fr. Ulrich und Fr. Friedrich. Die beiden andern frug er, wer den dritten am notwendigsten brauche. „O, ich fühle mich gerade ganz wohl, geben sie das Geschirr dem da unten.“ Fr. Antonin sprach; doch kaum war ihm das Wort entflohen, begann er bereits zu schlucksen. Der Steward konnte ihm gerade noch den Napf hinhalten. Für den Spott brauchte Fr. Antonin, der Tags zuvor die Willenschulung als beste Medizin empfohlen hatte, nicht zu sorgen.

Im Kinderjalon fand sich nur ein kleines Häuflein Getreuer ein. Auch die Schwestern erschienen in ganz geringer Auflage. Fr. Gabriel konnte nicht einmal den ganzen Altar aufschlagen, da mußte er sich zurückziehen. Fr. Urban übernahm sein Amt. Unterdes stand in der Ecke eine Gestalt, die mit dem bleichen Gesicht und den zu Berge stehenden Haaren kaum noch den lustigen Professor Käufer vom letzten Abend ähnelte. Als man ihn beim Wecken frug, ob er Messe lesen wolle, gab er zur Antwort: „Freilich, freilich.“ Obwohl Dr. Brommer ihm dringend abriet, stand er auf; kaum war er aus den Federn, da begann es ihm

ganz unheimlich zu werden. Doch als wackerer Schwabe gab er nicht gleich nach. Pünktlich erschien er auf den Plan, freilich in der genannten Verfassung. Aber es währte nicht lange, da stürzte er davon zum Saale hinaus, um sobald nicht mehr aufzutauchen. Mittlerweile hatte P. Edmund mit der hl. Messe begonnen. Fr. Urban assistierte ihm. Kurz nach der Wandlung wurde die Assistenz kreidebleich; nach dem Paternoster eilte sie plötzlich hinaus, um nach dem Agnus Dei wieder zu erscheinen. Was in der Zwischenzeit passiert war, das verschweigt des Sängers Mund. P. Edmund hielt wacker durch, doch war er herzlich froh, als die hl. Handlung zu Ende war.

Eintönig lief der Sonntag dahin. Die meisten verbargen ihr Elend in den



Ein strebsamer Jüngling.

Kabinen. Was da alles hinter Schloß und Riegel vor sich ging, kann hier nicht berichtet werden. Nur wenige zerstreute Schäfchen des Hauses Israel hielten sich an Deck auf, tief in ihre Mäntel gehüllt. Es war grimmig kalt; der Wind blies unaufhörlich von Westen. Wellenberge — und Täler rauschten zu beiden Seiten des Schiffes dahin. Wie ein kleines Schiff wurde unser Dampfer von ihnen auf- und ab-gehoben. Da er leicht befrachtet war und infolge eines Defektes an der Turbine langsamer fahren mußte, war er in viel stärkerem Maße dem Spiele der Wellen ausgesetzt. Dieser Umstand trug auch mit die Schuld, daß die Seekrankheit sich so stark fühlbar machte. Trotz des trüben Wetters bot das Meer einen schönen Anblick. Ringsum, soweit das Auge schweifen konnte, löste eine Woge die andere ab. Majestätisch rollten sie mit schaumgekrönten Kämme in ununterbrochener Folge dahin. Mitunter brausten mächtige Wasserwälle daher, die mit ihren sich überstürzenden Gluten alle kleineren Wellen mit sich rissen und die Gischt hoch aufspritzen ließen. Sieges-

sicher durchschnitt unser Schiff mit scharfem Kiel die stürmischen Fluten, ein Bild der Beharrlichkeit. Am schönsten war es zweifelsohne am Bug. Allein es war nicht ratsam, sich da aufzuhalten, da man stets einer Tuschse gewärtig sein mußte. Dafür konnten wir uns auf dem Hinterdeck schadlos halten. Reizend war es für den, der sich eines festen Magens erfreute, wenn sich das Heck mehrere Meter über Wasser hob, und wenn es sich dann wieder senkte, wobei man den Boden unter den Füßen zu verlieren meinte. Wer Lust hatte konnte sich so stundenlang „Schiffschaukeln“ lassen. Wie mächtig spritzte da die teilweise aus dem Wasser schauende Schraube den Gischt auf, und welche herrliche, hellgrüne Wirbelzauberte sie unter Wasser hervor.

Sonntag Mittag und Abend zogen öde dahin. Selbst wer gegen die Anfechtungen der Seekrankheit gefeit war, fühlte sich zu keiner ernstern Tätigkeit aufgelegt. Die Kinderstube war fast ganz leer; im Speisesaale sah man nur einige Kartenspieler, und auf Deck ergingen sich einige aus unserer „schwarzen“ Gesellschaft. Bei Tisch war die Hälfte der Plätze nicht besetzt, obwohl man beide Abteilungen zusammengeworfen hatte. Das Konzert konnte gleichfalls nur wenige Zuhörer anlocken. Gerne und bald zogen auch die Seetüchtigen sich zur Ruhe zurück. Da wir den Hoek van Holland bereits passiert hatten, konnten wir mit frohem Bewußtsein uns niederlegen, daß beim Aufstehen uns Rotterdam begrüßen werde.

Als am folgenden Tag zur Messe geweckt wurde, gewahrten wir sogleich, daß das Schiff, ohne zu schwanken, ruhig über die Wasser dahinzog. Wir fanden uns bereits auf der Maas. Alle, mit Ausnahme des Fr. Benedikt und einer Schwester, konnten der hl. Messe beiwohnen. P. Jakob, der noch starke Nachwehen der Seekrankheit verspürte, getraute sich noch nicht zu celebrieren. P. Akwanger verzichtete freiwillig darauf, da bei dem einen Altar — ein zweiter wurde in Rotterdam von St. Paul her ans Schiff gebracht — die Zeit nicht ausgereicht hätte. Mittlerweile waren wir in den Hafen von Rotterdam eingelaufen.

Kaum angelegt, begann auf und um die Wangoni ein reges Leben und Treiben. Lange Schleppkähne vom Rheinisch-Westf. Industriegebiet und aus holl. Städten öffneten ihre reichen Schätze. Zweieinhalb Tage dauerte das Mark und Bein erschütternde Rattern der Schiffskrane. Selbst der nächtliche Schlaf wurde gestört. Die Ladung bestand größtenteils aus Eisenbahnmateriale, sowie einer ungeheuren Menge Stacheldraht und eiserner Telegraphenstangen.

Als die Einladearbeiten erledigt waren, kam unser Schiff aufs Trocken-Dock. Wir konnten nun genau verfolgen, wie das schwer beladene Schiff allmählich über die Wasserfläche gehoben wurde. Für die Meisten von uns als alte Landratten war dies etwas Neues. Was war unser Schiff doch für ein mächtiger Kasten, für eine Riesenschüssel, wie sich Fr. Friedrich ausdrückte, als es so frei dastand. Es dauerte geraume Zeit, bis die beiden defekten Schraubenslügel entfernt und durch neue ersetzt waren.

Nach einem Aufenthalt von fast vier Tagen verließen wir den Hafen von Rotterdam. Herzlich froh waren wir alle; hat man einmal ein bestimmtes Ziel vor Augen und muß mehrere Tage, zumal bei regnerischem Novemberhimmel, auf dem Schiff untätig im Hafen verweilen, so kann dies schon auf die Nerven gehen. Bald nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir die offene See; wie ruhig und gemächlich fuhren wir heute dahin, wie so ganz anders als vor wenigen Tagen über die Nordsee. Diesmal lag die Wasserfläche ganz eben da, man merkte kaum etwas vom Spiel der Wogen. Diese Ruhe begleitete uns auch durch die Straße von Dover, die wir um 4 Uhr früh passierten, und durch den Kanal hindurch, der

sonst, zumal im November, von den Schiffsleuten sehr gefürchtet wird. Gegen 11 Uhr erspähen wir die Kreidefelsen der Insel Wight. Vom Sonnenglanz bestrahlt, leuchtete das helle, weiße Gestein zauberhaft durch die leichten Nebel zu uns herüber. Bald zeigte sich auch die engl. Küste zur Rechten. Wir waren in der Nähe von Portsmouth. Zwei rings von den Fluten bespülte Barbakanen,



Ein Veresgarg

zwischen denen wir hindurchfahren mußten, lagen düster und unheilverkündend da. Zu Kriegszeiten bilden sie eine gute Hafensperre. Wehe den feindlichen Schiffen, die es wagen in die Nähe ihrer unheimlichen, Tod und Verderben speienden Öffnungen zu kommen. Noch ziemlich lange begleitete uns die Insel Wight zur Linken und das eigentliche England zur Rechten, bis wir in die Bucht von Southhampton einbogen. In den Hafen gelangten wir nicht; unweit

vom Eingang des Busens warf unser Schiff die Anker. Ein kleiner Dampfer brachte die wenigen Passagiere an Bord der Wangoni. Innerhalb einer Stunde konnten wir wieder weiterziehn. Gar zu gerne hätten wir es gesehn, wenn der Dampfer den eigentlichen Hafen angelaufen hätte. Drinnen lag zur Zeit der alte deutsche Imperator, der Stolz Deutschlands in vergangenen Tagen. Doch der Wunsch blieb unerfüllt.

Der Kanal, den wir am Abend wieder erreichten, war noch genau so ruhig wie am Morgen. Am folgenden Tag fanden wir Wetter und See unverändert: kalt, teilweise nebelig, windlos, das Wasser ruhig. Gleichmäßig fuhr das Schiff dahin; ringsum zeigte sich nichts als Wasser und Himmel. Nur kurz vor Mittag erschien für kurze Zeit etwas Land. Es war die bretonische Küste. Der Golf von Biskaya konnte also nicht mehr weit entfernt sein. In etwas banger Stimmung harrten unsere Leidenskandidaten der Dinge, die da kommen sollten. Der Golf stand ja im Rufe einer der sturmreichsten Ecken des Ozeans zu sein. Wir erinnerten uns an das furchtbare Unglück, das 17 Missionäre samt ihrem Oberhirten vor einigen Jahren hier ereilte. Allein uns nahm er sehr gnädig auf.

Mit einem prächtigen Morgen begann der Sonntag des 25. Nov., der Tag des Herrn zum erstenmal auf dem Weltmeere, ringsum nichts als Wasser und Himmel, alles in feierlicher Stimmung. Wie gut konnte man heute die Betrachtung halten! Welche Fülle von Gedanken drängten sich dabei auf: Gedanken an die Allmacht und Unendlichkeit des Schöpfers, an die uns die ganze Umgebung erinnerte, Gedanken an seine väterliche Liebe und Vorsehung, die uns so gut bis dahin geführt, Gedanken an das Land der Sehnsucht, dem wir mit jedem Tage näher kamen, Gedanken an die traute Heimat, die immer ferner rückte, Gedanken an die Städte, Länder und Meere, die wir passierten, mit ihrer tausendjährigen Geschichte, Gedanken an den hohen Beruf der uns hierhergeführt hatte. Unwillkürlich kamen uns die Exerzitien in den Sinn, die P. Bonaventura O. P. seinerzeit während einer Überfahrt über den atlantischen Ozean niedergeschrieben hatte. Freilich müßte man über ein tieferes Gemüt, und einen höher steigenden Geist verfügen, um es ihm gleich zumachen. Um 1/2 11 Uhr war öffentlicher Gottesdienst. Dr. Brommer hielt eine kurze, schöne Ansprache, in der er einen Teil der Gedanken, die sich schon bei der Betrachtung aufgedrängt hatten, in klarerer Form uns vortrug. P. Gems las die hl. Messe.

War es in der Nordsee und im Kanal mitunter recht empfindlich kalt gewesen, so empfanden wir es bald, daß es dem Süden näher gehe. An dem eben erwähnten Sonntag konnte man sich schon ohne Mantel auf Deck aufhalten; selbst der leichte Wind trug südlichen Charakter. Gegen Abend sahen wir im Westen Leuchttürme aufflammen. Wir waren jetzt sag und schreibe am Ende der Welt, am Kap Finisterre. Der gefürchtete Golf lag jetzt hinter uns, und die Gewässer der pyrenäischen Halbinsel nahmen uns auf. Ein Matrose sagte uns im Gespräch, den Kanal und den Golf treffe man selten so ruhig an; wir könnten von Glück reden, daß wir so ungeschoren durchgekommen seien. Wir glaubten es diesmal recht gerne, obschon wir sonst dieses Seemannslatein mit Thomasohren aufnahmen.

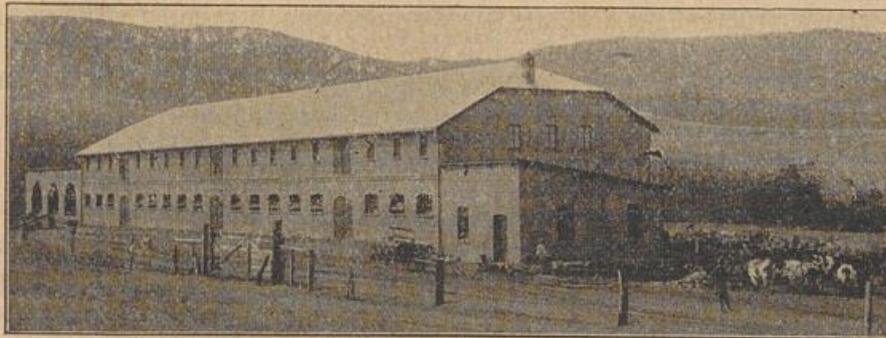
(Fortsetzung folgt.)



## Das Wehe von Missionsvölkern.

Aus dem Wiener Kirchenblatt von Dr. P. Ignaz Arnob R. M. M.

Bin nur ein einfacher Missionspriester im schwarzen Erdteil — mein Wirkungsfeld ist die größte kath. Missionsstation von ganz Rhodesia (Südafrika), deren Leitung mir obliegt — und doch getraue ich mich auch einmal im „Wiener Kirchenblatt“ aufzutreten! Und warum? Eine gute Seele schickt mir zuweilen die eine oder andere Nummer und so las ich jüngst im „Briefkasten“ der Nr. 6 (Seite 19) die Worte, die einiger Beherzigung wert sind: „Die Entwicklung der Missionsländer geht mit Riesenschritten vorwärts. Wehe, wenn diese Millionenvölker eher die Wissenschaft vom irdischen Fortschritt aus Europa erhalten mit ihren Maschinen und Kanonen, als die Friedensbotschaft des Heilandes mit ihrem Lieben und Verzichten! Das würde die furchtbare Herrschaft der Habsucht und des Hasses, unter der Europa jetzt stöhnt, verewigen und vervielfältigen. Dem zuvorzukommen, das ist die Diesseitsbedeutung des großen Kampfes um die unsterblichen Seelen, den die Kirche auf den Missionsfeldern auskämpft.“ Ich glaube, einem jeden, der nur ein wenig in Missionsbetriebe



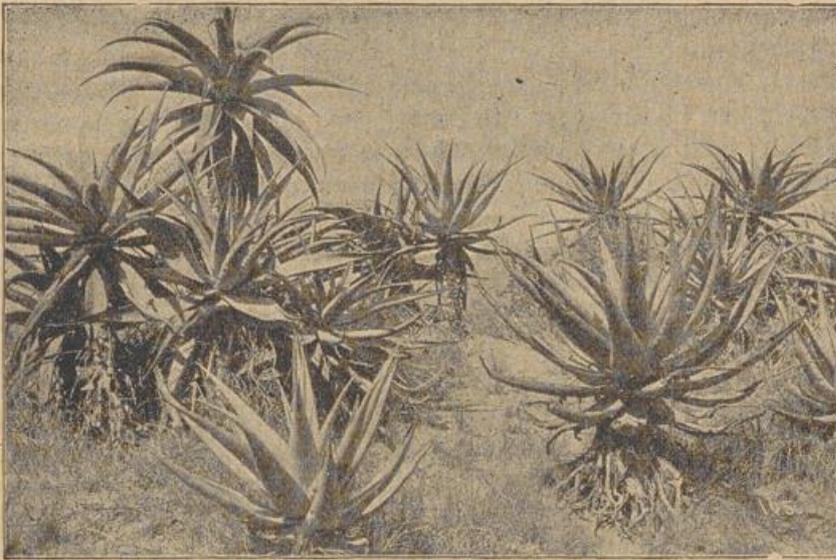
Stallung in Lourdes.

Einblick genommen, sind diese Worte aus der Seele gesprochen! Vielleicht verrate ich die Gedanken vieler, wenn ich etwas darauf eingehe. Gott Dank, daß die Entwicklung in Missionsländern so riesenhaft vorangeht; es war hoch an der Zeit. Fast ist man versucht, daran zu denken, daß fortgeworfene Perlen (des Glaubens und der Tugend) anderen gegeben werden. Jedensfalls war der Krieg und ist die Nachkriegszeit providentiell auch in dieser Beziehung, wie auch zweifelsohne providentiell der jetzige Heilige Vater, Pius XI., in die Geschichte der Mission mit so kräftiger, rühriger Hand eingreift. Es ist hoch erfreulich, diese Entwicklung an Ort und Stelle mit verfolgen zu können, wenn auch andererseits die tiefbetäubende Wahrnehmung das Herz des Missionärs beklommen hält, der Umstand nämlich, daß das „Wehe, wenn diese Millionenvölker...“ bereits nach und nach der Verwirklichung entgegengeht. Denn die Zeiten sind so ziemlich vorbei, wie es scheint, daß der Missionär ein Glaubensmartyrer wird; nur ab und zu und da oder dort noch tritt dies auf, damit das Siegel der katholischen Kirche jederzeit unverkennbar fortbestehe; dagegen werden heutzutage, allüberall wohl, so viele Missionäre blutige oder unblutige Märtyrer in politischer Hinsicht, wenn ich so sagen darf. Sie fallen zum Opfer den Intrigen der Politik oder haben wenigstens darunter zu leiden. Ist es nicht so gewesen, als der Nationenhaß die Missionäre auswies und die Herde ohne Hirten ließ im großen Kriege? Auch hier mußten wir gehen; ob das

Herz dabei blutete oder nicht, was kümmerte das die Politik! Und bis heute hat sich der Haß noch nicht gelegt, steht doch bis heute noch an den Marken Rhodesias der gestrenge Paßaufseher; und weist einen jeden deutschen Priester ab, der auf den Kampfplatz will, wo es unsterblichen Seelen gilt! Es ist auch nicht zu verwundern. Der Missionär ist nicht mehr der einzige Fremde im Lande, wie vor Jahren und Jahren, wo er sich den Aufenthalt darin zuweilen um den Preis seines Blutes erstehen mußte, die idealen Zeiten sind vorbei. Es sind andere im Lande, selbst nicht erfüllt von der Friedensbotschaft des Heilandes mit ihrem Lieben und Verzichten“. Was Wunder, daß ihnen auch an den Seelen nichts gelegen ist! Und ob die „anderen“ im Lande zum Besten des Landes da sind? ... Nicht einmal nur habe ich jene Missionäre glücklich preisen hören, die tief, tief im Innern, weit, weit weg von jeder Berührung mit europäischer Kultur (!) zu arbeiten den Vorzug haben! Wir gehören hier in etwa zu diesen, aber auch nur in etwa. Je mehr die Berührung der Schwarzen hier — anderswo wird es nicht anders sein — mit der Zivilisation vorangeht, desto mehr tritt auch die Demoralisation des armen Volkes auf! Und darum haben nicht selten auch Missionäre schon zu klagen über das Paradoxon: Neuheidentum im — Heidentume! Ja, wehe, wenn das krausköpfige Volk die moderne Wissenschaft und Unmoral früher bekommt als die Verankerung der einen wahren Lehre Christi vom Frieden, Liebe und Verzicht vor sich gegangen ist in seinem Herzen! Wehe! Die „Weißen im Lande“ (sie gelten wohl bis heute noch nicht — gelinde gesagt — als „Freunde“ der Eingeborenen) wissen wohl selten, was für eine Riesenschuld sie sich auf die Seele laden durch ihr Tun und Lassen! Man muß das Missionspersonal und die Eingeborenen selbst, die es edel mit dem Glauben und der Tugend meinen, klagen gehört haben, um das zu erfassen, was ich eben sagte. Habsucht und Haß sind wirklich fast das tägliche Brot, von dem die „Weißen“ im Lande leben. Glaubt ihr es nicht? Wenn man, um nur etwas zu erwähnen, aus der Hände Arbeit, aus dem Schweiß der Einheimischen nur seinen Profit herauschinden will, ist das nicht Habsucht; wenn man selbst Hunde gegen Schwarze aufhetzt, lassen sie sich einmal blicken auf der Farn an gewissen Stellen und dergleichen mehr, ist das nicht Haß?! Und wenn Ähnliches selbst Katholiken tun, die ins Land kamen und von ihrem Väterglauben nichts mehr übrig haben als — zum bösen Beispiel für die Schwarzen und zum Unterschied von anderen „Auch-Katholiken“ — nur den Titel „A Roman Catholic“, die an keinem Sonntag in die Kirche kommen, weil sie sich erhaben fühlen über das Volk und dessen Eigentümlichkeiten, die selbst zu einem solchen Ausspruch sich versteigen können, wie: „Eher gehe ich zu Grunde, als daß ich bei einem deutschen Priester beichten möchte;“ die neben der katholischen Schule Schulen Andersgläubiger auf ihrer Farn dulden usw., dann wundere man sich nicht, wenn das „Wehe“ unter den Millionenvölkern schon Wahrheit zu werden beginnt, und daß dies „Wehe“ („Hokono“ sagt man hier zulande) einmal furchtbar auf die niederfallen wird, die dessen Ursache sind ... Doch das ist Gottes Sache, sein Gericht. Was ist aber unsere Sache, unser Werk?

Mit einem Wort: Den großen Kampf auf den Missionsfeldern zu kämpfen. Dazu aber braucht es Kämpfer, begeisterte, unermüdliche, furchtlose Streiter! Wo aber diese finden? Wer sucht, der findet. Sollte ich's für möglich halten, daß unter den vielen Lesern und Leserinnen des „Wiener Kirchenblattes“ kein einziger, keine einzige wäre, die nicht nur „Missionsfreunde“ werden möchten, sondern sogar Missionäre selbst?! Ich weiß keine andere Lösung — ich spreche freilich das Wort für meine liebe Triashill-Mission — für die fruchtbare Missionierung, als daß Arbeiter in den Weinberg Gottes eintreten, Arbeiter, die

voller Ideale sind, so fest, daß keine Enttäuschung sie umwirft; Arbeiter, die so tugendhaft sind um nicht heilig zu sagen, daß sie durch ihr gutes Beispiel wettzumachen vermögen das mindergute, ja perverse Beispiel der anderen Weißen im Lande. Sähen unsere Schwarzen viele, viele solcher Knechte Gottes, ich glaube, es müßte ihnen bald genommen werden das Vorurteil, das sie zuweilen in den Worten ausdrücken (und es ist das auch ein durch die Weißen verschuldetes Hindernis für die Bekehrung der Heiden): „Ihr Missionäre seid Weiße, also auch nicht besser wie diese.“ So oder ähnlich belieben manche ihren Fehlschluß zu machen. Da heißt es einsetzen und durchs Beispiel zeigen, daß man unter ihnen nur Gott sucht und das Wohl der Seelen, mit andern Worten, daß man die Jenseitsbedeutung des großen Kampfes um die unsterblichen Seelen hervorkehrt, den die Kirche auf den Missionsfeldern, auch auf unseren hier, auskämpft. Wer hat nun aus euch, liebe Leser, Mut genug zu kommen und



Eine Aloepflanzung.

mitzuhelfen?! Wer? — Könnte ich euch manch ein Geheimnis verraten, das bezüglich der Zukunft hierorts in der Luft zu liegen scheint, ihr möchtet es begreifen wie bitter not es tut, daß man Arbeiter für hier fände: Priester vor allem, zwanzig, dreißig hätten hier genug zu tun, sofort; dann aber auch Brüder für alle möglichen Professionen und Schwestern mit all den Kunstfertigkeiten, die ihnen angeboren oder angelernt sind! Könnte ich's nur einem jeden, der bei der Lesung dieses irgend eine Regung spürt, nicht ins Ohr, nein, ins Herz raunen: „Komm nur, wenn du Kraft und Mut genug hast, komm nur, es ist ein Zeichen, daß der gute Gott dich ganz besonders lieb hat!“ ... ich täte es fürs Leben gern. Es tut einem bitter weh, wenn man sieht, wie die protestantischen Sekten aller Art, geldkräftig wie sie sind, uns zuvorkommen. Hätten wir nur Leute, Leute, und nochmals Leute, um sie hinauszusenden in die Hütten der armen Bevölkerung hierorts. Gott habe Erbarmen mit derselben! Hätten wir Leute genug, Priester, Brüder und Schwestern und hätten wir materielle Hilfe genug, fürwahr, es müßte die „Friedenbotschaft des Heilandes mit ihrem Lieben und Verzichten“ alle die Maschinen und Kanonen aus Europa bald, wenn nicht ersticken so doch übertönen ... Ihr guten Wiener Herzen, wer von euch kommt?

## Gibt es Schutzengel?

Ich will hier keine Apologetik schreiben für die unumstößliche Tatsache, daß Gott in seiner grenzenlosen Liebe zu uns Menschen einem jeden von uns einen Schutzengel beigegeben hat, sondern ich habe die Absicht, durch diese Zeilen an einigen Beispielen aus dem täglichen Leben nachzuweisen, daß der Schutzengel den Menschen nicht nur in der Kindheit, sondern durchs ganze Leben begleitet, und daß es sehr frevelhaft ist, wenn sich Erwachsene mit einem spöttischen Lächeln über diesen kindlich, frommen Glauben hinwegsetzen.

Zunächst will ich ein Vorkommnis aus meinem eigenem Leben erzählen: Es war in den Osterferien 1921. Ich befand mich auf einer Studententagung in R., wo ich meinen Freund, den ich einige Jahre nicht gesehen hatte, treffen konnte. Es war an einem Samstag und die Tagung ging gerade zu Ende. Da ich am nächsten Tage, es war das der Weiße Sonntag, noch vor dem Frühgottesdienst zu Hause sein wollte, fuhr ich am Nachmittag schon wieder von R. weg. Der Zug, den ich benützte, war ein Vorortszug und fuhr deshalb nur bis L. Nachdem ich eine halbe Stunde gefahren war, sah ich die Häuser von L. Der Zug fuhr ein und ich stieg aus. Die Dämmerung war schon so weit vorgeschritten, daß ich keine Station mehr ablesen konnte und den Schaffner hatte ich in der Eile auch überhört. Ich kannte das Städtchen nicht näher und wußte infolge dessen auch nicht, daß in dem kleinen Städtchen zwei Bahnhöfe sich befänden, ein Bahnhof „Stadt“ und ein Bahnhof „Hauptbahnhof“. Zum Unglück befand ich mich im Bahnhof „L. Stadt“, während ich nur am Hauptbahnhof Anschluß nach W. finden konnte. Ich setzte mich nichts Böses ahnend, gemütlich in den Wartesaal, um nach zwei Stunden weiterzufahren. Es fiel mir schon auf, daß der große Wartesaal schon leer stand. Wie ich so einige Augenblicke da saß und fast vor Müdigkeit einnickte, da ging plötzlich die Tür auf und ein Mann in etwas ärmlicher, doch sauberer Kleidung kam herein, grüßte mich mit sonorer Stimme, stellte mir gegenüber zwei Stühle zusammen, legte sich in seiner ganzen Leibeslänge darauf und tat, als ob er schlafen wollte. Unterdessen war es draußen finstere Nacht geworden; die Sterne funkelten am Himmel und die große Bahnhofslaterne brannte. Alles war still um mich her; ich begann nun über meine Tageserlebnisse nachzudenken. Plötzlich sprang der Fremde auf und sprach zu mir: „Wohin wollen sie fahren?“ „Nach W.“ gab ich zur Antwort. „Wenn Sie hier sitzen bleiben, können Sie morgen früh auch noch da sein; denn sie sind im Stadtbahnhof, von wo Sie nie einen Anschluß nach W. bekommen werden. Sie müssen also schleunigst zum Hauptbahnhof gehen.“ Ich stand auf, der unbekannte Mann zeigte mir zur Tür hinaus; draußen stand eine Frau, die mir den langen Weg durch die Stadt zum Bahnhof zeigte. Ich drehte mich noch um, um den Mann zu danken, doch dieser war verschwunden und ich konnte ihn nicht mehr erblicken. Ich war lange nicht klar über das seltsame Verhalten des Fremden; aber heute kann ich es mir wohl erklären. Es ist sicher, daß der Mann nicht aus Zufall in den Wartesaal kam, sondern von meinem Schutzengel geschickt.

Ein zweites Erlebnis möge mein Bruder aus dem Felde erzählen. Wir standen an der Somme. Vor uns das anhaltende, feindliche Trommelfeuer und über uns die feindlichen Flieger; der Anblick der letzteren wirkte auf mich fast komisch; wenn ich hinaussah, kam es mir vor, als blickte ich im Winter in den Kamin eines Bauernhauses, in dem die Würste zum Räuchern aufgehängt sind. Eines Tages hieß es: „Heraus aus den Gräben, zum Sturmangriff!“ Ich ahnte schon, daß mir an dem Tage etwas zustoßen werde. Richtig, meine Ahnung sollte in Erfüllung gehen. Der Feind eröffnete sofort auf uns ein solch heftiges

Trommelfeuer, daß wir in alle vier Winde auseinanderstoben. Wie ich mich von dem ersten Schreck erholt hatte und um mich sah, war ich ganz allein. Ich mußte am Boden liegen bleiben, da über mir die feindlichen Flieger waren. Am Abend stand ich auf und suchte zu meinem Truppenteil zu kommen; doch ich verirrte mich immer mehr. So irrte ich drei Tage umher und kam plötzlich vor ein Drahtverhau. Ich wollte weiter gehen, da ruft jemand neben mir: „Halt! Du stehst schon vor dem englischen Schützengraben!“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und machet mich eiligst aus dem Staub; bald erreichte ich meinen



Der hl. Schutzengel.

Truppenteil, von dem ich schon als „vermißt“ bezeichnet wurde. Ich kann meine Rettung nur meinem hl. Schutzengel verdanken, dem ich mich selber täglich anempfohlen habe und zu dem stets meine Angehörigen daheim gebetet haben. Damals wäre ich sicher in englische Gefangenschaft geraten, wenn mich mein hl. Schutzengel nicht unter seine Fittiche genommen hätte. Außerdem hat mich mein hl. Schutzengel in allen Schlachten unverfehrt bewahrt, sodaß ich vier Jahre lang im Felde stand, ohne auch nur einmal verwundet zu werden.

Und nun noch ein drittes Beispiel, das mir eine wohlbekannte Frau erzählte. Diese lebte mit ihrer Familie in schwerem Zerwürfniß. Die arme Frau war in hohem Grade nervös und dazu äußerst ungeduldig und streitsüchtig. Weil sie immer im Hause schimpfte und zeterte, ward sie bald in ihrer Familie lästig empfunden. Einmal hatte sie mit ihrer Schwiegertochter Streit; diese

verhehlte ihr im Verlauf des Streites nicht, daß sie im Hause jedem zur Last falle und folglich übrig sei in der Familie. Dieses Wort empfand die Frau besonders hart und sie nahm sich vor, nachdem sie doch als „übrig“ bezeichnet worden war, in der Nacht sich durch Erhängen aus dem Leben zu schaffen und damit noch Schande über die Familie zu bringen. Ihren Plan teilte sie nur einer alten Magd, die schon lange im Hause diente, mit. Diese fromme Person fühlte mit ihrer Herrin Mitleid und sie legte sich am Abend nicht zur Ruhe, sondern flehte auf den Knien liegend zu dem hl. Schutzengel ihrer Herrin, damit dieser seine Schutzbefohlene vor dieser schändlichen Tat bewahre. Um Mitternacht erwachte die Frau, dachte an ihr Vorhaben und wollte aus ihrem Bett springen, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Doch — was war das? Von unsichtbaren Armen wurde sie in die Kissen zurückgeschleudert und festgehalten. Sie sah sich im Zimmer um, doch niemand war anwesend. Sie versuchte von neuem aus dem Bett zu springen, doch sie war wie festgebannt. Nun erkannte sie Gottes Willen und



Heidnisches Dorf. (Die runde Steinmauer bildet den Viehtraal.)

stand von ihrem Vorhaben ab. Am Morgen erzählte sie der Magd das sonderbare Geschehnis; diese aber verriet ihr auch, daß sie so eifrig zum Schutzengel ihrer Herrin gebetet habe. Da verrichtete die Frau ein inniges Dankgebet zu ihrem Schutzengel, der sie von dem Selbstmordgedanken mit Gewalt abgebracht hatte. Seitdem vergißt sie keinen Tag, zu ihrem Schutzengel zu beten.

An diesen Beispielen siehst du also, lieber Leser, wie du und ich und alle Menschen einen Schutzengel haben, der uns folgt auf allen unsern Wegen und uns vor vielen Gefahren des Leibes und der Seele beschützt und bewahrt. Vergiß daher auch du es nicht, täglich an deinen hl. Schutzengel zu denken und das schöne Gebetlein zu sprechen, das dich deine Mutter als Kind gelehrt hat:

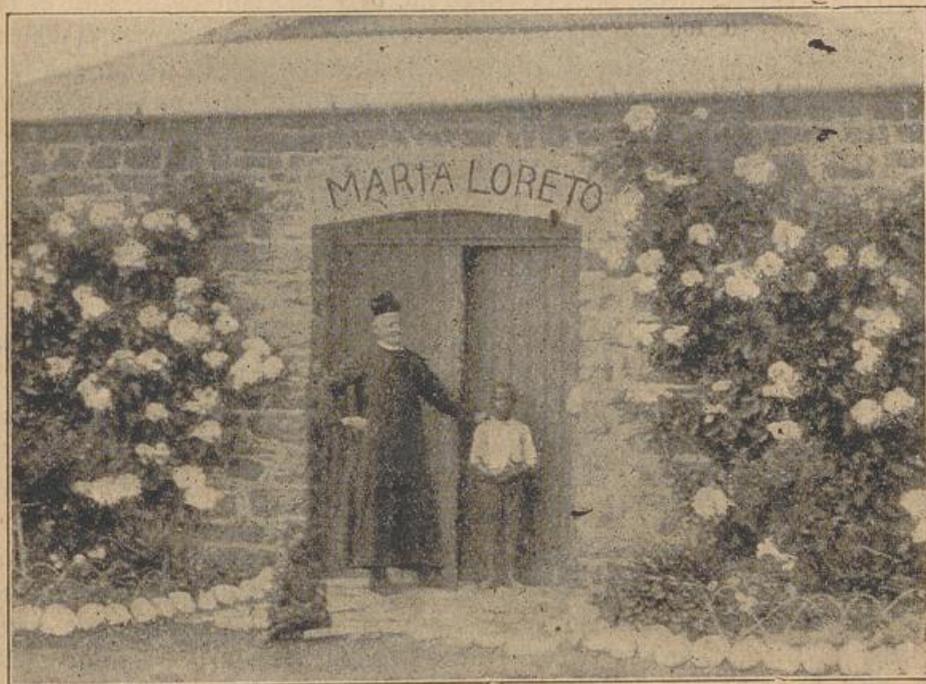
Heiliger Schutzengel mein,  
Laß mich dir empfohlen sein,  
Laß mein Herz von Sünden rein,  
Allzeit Gott gefällig sein!—

## Ein nachahmenswertes Beispiel einer Sklavin.

Vor mehreren Jahren wurde eines Tages ein Priester zu einer sterbenden Negerin gerufen um ihr die hl. Sterbesakramente zu spenden.

Nach Beendigung dieses Aktes verweilte der Geistliche noch einige Zeit bei der Kranken um zu ihr noch einige Worte des Trostes und der Ermunterung zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit teilte die Kranke unter anderem dem Priester folgendes mit:

„Ich war,“ so begann die Sterbende, „Sklavin auf einer Pflanzung des Südens, deren Besitzer katholisch war. Dieser mein Besitzer hatte einen Sohn der sehnlich darnach verlangte, Priester zu werden. Jedoch die Zeiten waren



Vor der Kirche in Maria-Loretto.

überaus ungünstig und zumal die Verhältnisse, in denen mein Herr sich befand, ließen es als aussichtslos erscheinen, dem heißen Wunsche seines Sohnes, Priester zu werden, zu willfahren. Jedoch die Sehnsucht des Knaben steigerte sich immer mehr. Da beschloß mein Besitzer, mich zu verkaufen und mit dem Erlös die Mittel für das Studium seines Sohnes zu bestreiten.

Ich hatte die Pflanzung und den Herrn, der mir freundlich gesinnt war, sehr lieb gewonnen und der Gedanke, Abschied nehmen zu müssen und zu einem unbekanntem, vielleicht unfreundlichen Herrn zu kommen, bereitete mir nicht wenig Sorge. Ja, Vater, der Gedanke war hart für mich, das Opfer war schwer. Aber die Erwägung, auf diese Weise einem jungen Menschen zum Priestertum, zum Dienste am Altare Gottes zu verhelfen, ließ mich das Opfer bringen. Vater, ich habe das Opfer gebracht, ja, ich habe es gern gebracht und in meinem ganzen Leben hat es mir Freude bereitet, zu wissen, daß durch mich jemand zum Priestertum gekommen ist.“ So die Sklavin.

Fürwahr, wir können die Freude der Negersklavin auf ihrem Sterbette begreifen. Denn erzeugt schon jedes gute Werk, das man verrichtet, ein Gefühl der Freude und innerer Befriedigung, so ist das wohl in ganz besonderer Weise der Fall bei diesem Werke. Nimmt doch eine solche Person, die einem Priestertumskandidaten hilft, das Priestertum zu erreichen, indirekt auch Anteil an den guten Werken, — und wieviel Gutes kann ein seeleneifriger Priester nicht wirken! — die der Betreffende verrichtet.

Darum, lieber Leser, liebe Leserin, hast Du irgendetwas Gelegenheit, einem jungen Menschen zum Priestertum zu verhelfen, unterlasse nicht dieses wahrhaft göttliche Werk. Mehr denn je gilt gerade in unsern Tagen für weite Gebiete der Heimat sowohl, wie ganz besonders für so viele oder besser gesagt, für alle Missionsgebiete draußen in den Heidenländern das Wort unseres göttlichen Heilandes: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige.“ Wie oft kommt es doch vor, — solche, die in den Missionen draußen waren, wissen davon zu erzählen — daß in manchen Gegenden eine Kirche oder Kapelle vorhanden ist, ja, daß solche vielleicht von den eifrigen Eingeborenen in der Absicht gebaut worden sind; einen Priester zu bekommen, — daß aber trotz alledem kein Priester für sie übrig ist, soll nicht an irgend einer anderen Stelle eine vielleicht noch empfindlichere Lücke gerissen werden.

Beweise, um das Gesagte zu erklären, ließen sich unschwer beibringen. So mußten vor nicht gar langer Zeit Heiden, die um Priester gebeten hatten bei einer Missionsstation abgewiesen werden. Warum? Weil keiner für sie übrig war. Von Beispielen dieser oder ähnlicher Art könnte wohl jedes Missionsgebiet erzählen.

Aber nicht nur draußen die Missionsgebiete, auch so manche Heimatdiözese, so manches europäische Land, besonders das freimaurerisch regierte Frankreich und Portugal haben über Priestermangel, der, wird nicht Abhilfe geschaffen, die schrecklichsten Folgen zeitigen wird, zu klagen.

Möchte doch darum das Wort Jesu Christi: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende“, besonders im christlich katholischen Volke und besonders auch unter den Lesern dieser Missionszeitschrift immer mehr Echo finden. Ja, flehen wir mit dem Psalmisten heiß und innig: „Sende aus, o Herr, Deinen Geist!“ Beten wir zu Gott, denn der Priesterberuf ist eine Gnade Gottes und Gottes Gnade kann erfleht werden durch Gebet im weitesten Sinne des Wortes, d. h. ein Leben nach dem Willen Gottes durch treue, gewissenhafte Erfüllung mittels der guten Meinung, durch Aufopferung der Leiden und Wiederwärtigkeiten.

Zu dem Gebete muß notwendig auch, soweit es die Verhältnisse gestatten, die materielle Unterstützung mit Geld usw. treten. Wie so mancher muß gerade in unsern Tagen aus Mangel an irdischen Mitteln dem Priesterberuf entsagen. Welche Folgen das haben wird, wird sich erst in der Zukunft zeigen. Denn wahr bleibt der Satz: „Unglücklich das Volk, das keine Priester hat.“ Die Priester sind die Vermittler zwischen Gott und den Menschen nach den Worten im Hebräerbrief: „Jeder Priester, der aus Menschen genommen wird, wird für Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott (Hebräer V, 1.). Fehlen aber die Vermittler, wer soll dann Vermitteln, fehlen die Führer, wer soll dann Führer sein?

Beachten wir darum wohl die Mahnungen und Aufforderung unserer hl. Mutter, der Kirche: den Nachwuchs des Priesterstandes, soviel an uns liegt, durch Gebete und materielle Unterstützung sicher zu stellen.

Könnten wir gar einem jungen Menschen persöhnlich zur Erreichung seines Zieles, des Priesterstandes, verhelfen, so sollte das Ehren- und Gewissenssache sein, ihm soviel als möglich die Wege zu seinem Ziele zu ebnen.

Möchten doch diesen Satz so manche Eltern sich tief ins Herz einprägen, die in falscher, unverständener und unchristlicher Liebe ihre Kinder vom Priesterberufe, vom Missionsberufe abhalten, im Wahne befangen, sie dadurch glücklich zu machen. Wenn das Glück in Geld und Gut, in Ehre und sonstigen irdischen Gütern bestünde, dann möchten diese Eltern ja vielleicht nicht so unrecht haben.



Eine christliche Mutter

Aber das ist eine Wahnidée, die um nichts wahrer wird, wenn auch Millionen von Menschen an sie glauben. Nein, die Erfahrung beweist, daß solche Eltern ihre Kinder unglücklich, ja oft tief unglücklich machen für dieses Leben und— das weiß allerdings Gott allein— vielleicht auch für die ganze Ewigkeit.

Darum nicht abhalten, wenn einer Priester werden will, sondern dessen Beruf auf alle mögliche Weise fördern, auch dann, wenn es vielleicht ein Opfer in irdischer Hinsicht kosten sollte. Wer so gehandelt hat, der wird seinen Lohn erhalten, in diesem Leben: ein zufriedenes Gewissen, in der Sterbestunde: das Bewußtsein, ein gottwohlgefälliges Werk getan zu haben und im andern Leben: den Lohn, den Gott denen verheißen hat, die sich bemüht haben, seine Ehre auf Erden zu befördern und sein Reich auszubreiten.

## Merlei aus Rhodesia.

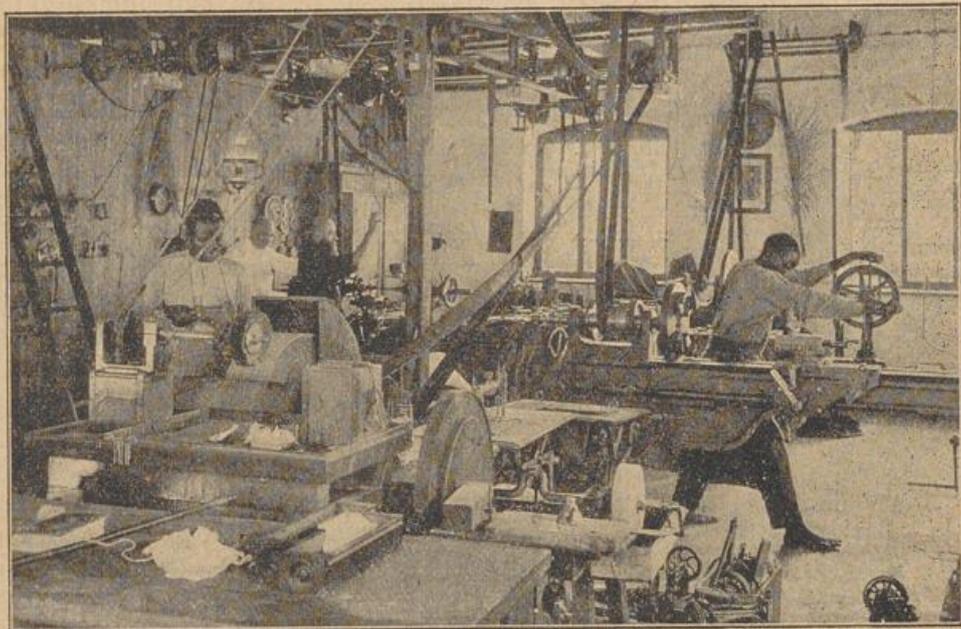
Von Dr. P. Ignatius Arnos, R. M. M.

Diesmal eine — Mordgeschichte! Die zieht ja immer, besonders, wenn sie aus dem schwarzen Erdteil kommt; — eine echte Negergeschichte.

Es war im Januar des laufenden Jahres, wo ein verheirateter Mann dem Götterglauben zum Opfer fiel durch das Lebendig-Verbranntwerden. Die Geschichte trug sich folgendermaßen zu: In einer Gegend, berüchtigt wegen der Tsetse-Fliege und darum von den Wilden gemieden, liegt hart an der Grenze der portugiesischen Besitzungen, aber schon auf Rhodesischem Boden, der sog. Mount-Darwin mit seinem Darwin-Distrikt, nicht allzuweit von unserer Mission. Dort lebt ein Volksstamm, seinem alten Aberglauben noch stark ergeben, eben wegen der geringen Berührung mit den Weißen. Es ist das Geschlecht der Mtawara, ursprünglich im Portugiesischen angesiedelt, dann teilweise über den Grenzfluß herüber gekommen. Gosa war vor Zeiten der Chief der Mtawara. Sein Amt ist jedoch übergegangen auf den jeweils so genannten Chingano als Kraalhauptmann. Der jetzt lebende Chingano, der neben oder unter sich einen anderen Chief, Chiriseri, und über sich ebenfalls einen anderen Haupt- (Paramount) Chief Chiswiti, hat, ist es nun, der einen seiner zwei Söhne, einen verheirateten Mann, dem Feuertode überantworten ließ; er, der alte Mann mit weißem Hare ist es, der in seinem vergangenen Leben bereits drei oder vier andere (Chibseri, Mgurahoks und Manhonda) mit eigener Hand, aus demselben Grunde wie nun seinen Sohn, lebendig verbrannt hatte. Seinen Sohn aber, Manduza, ließ er verbrennen, da er selber seines Alters und der Verwandtschaft wegen es nicht wagte, Hand an ihn zu legen. Ohne Klage und ohne Trauer gab er seine Befehle aus und empfing die Nachrichten vom erfolgten Tode! Und als er vor Gericht gestellt wurde, machte er ganz verwunderte Augen, daß man auf einmal soviel Sums daraus mache — es wurden an achtzig Schwarze verhaftet, die sich daran beteiligten! — wo doch über seine früheren „Amtshandlungen“ (Verbrennungen) niemand sich erregt hat! Doch nun zur Sache.

Mwari, der große Geist, kam einst, so erzählt die Göttergeschichte, zu einem Ahnen des Chingano, Gosa genannt, der als Mtawara-Chief im Portugiesischen wohnte, und verlangte aus dessen Familie ein Weib, für das er das übliche Lobola gab, d. h. den Kaufpreis, der gewöhnlich in Form von Ochsen oder Ziegen und dergl. verabfolgt wird. In diesem Falle jedoch war der Lobolapreis die Gabe, Regen zu geben. Mit dieser Gabe ausgestattet, freite er sein erstes Weib, Nchiskwa mit Namen, und übertrug die Obfsorge für dasselbe dem Chief Chingano, der damals schon im jetzigen Darwin-Distrikt wohnte. Auf dem Hügel Nhenene, der besetzt war mit lauter Mitimichena (weißen Bäumen), wurde eine Hütte gebaut und Nchiskwa, das „Gottesweib“ lebte darin bis sie starb. Dann folgte ihr eine zweite, auch Nchiskwa genannt, auch aus der Gosa-Familie und auch unter der Obhut des jeweiligen Chingano. Aber Mwari hatte zwei Weiber. Eines, der ältere, führte immer den Erbtitel Mashongavudzi, das jüngere dagegen den der Nchiskwa. Mashongavudzi mußte alt sein, Witwe und nicht mehr zeugungsfähig. Auch sie wohnte in ihrer Residenz auf Nhenene. Nchiskwa aber mußte jung sein und wird alsdann nach Nhenene gebracht, wo sie als Jungfrau, auf die ihr Mann, Mwari (Gott), eifersüchtig ist, bis zum Tode zu leben hat. Diese letztere nun, mit der Gabe des Regens ausgestattet, sorgt für den nötigen Regen als Göttin desselben. Bleibt der Regen einmal aus, dann schickt Gosa (durch Chingano)

seinem Schwiegersohne Mwari ein Präsent, *chuma* genannt. Chingano hängt die Gabe an einen Felsen unter die „weißen Bäume“ auf Nhenene's Höhe, bestimmte Gebetsformeln murmelnd. Bei der Gelegenheit schon jubelt das Volk und sagt: „Gosa hat *chuma* geschickt, nun wird es regnen.“ Kommt Regen und zwar zuviel, dann heißt es: „Gosa hat zuviel geschickt.“ In regenloser Zeit pflegt Chingano die ihm anvertraute Regengöttin anzugehen und diese gibt ihm Instruktionen, z. B. Bierkochen! Zumeist aber wird der wahre Grund der Regenlosigkeit erforscht. Mwari, der eifersüchtige Gott, will sein Weib für sich und schmollt, wenn jemand seine *Nechiskwa* verehrt oder verunehrt. Darum bleibt der Regen aus. Eine so schwere Schuld läßt der Täter auf sich, daß sie nur durch Opfern des Schuldigen wieder gutgemacht werden



Schlosserei in Mariannhill.

kann. Ist der Täter lebendig verbrannt, lacht Mwari wieder und schickt Regen. So erzählt und will's der Glaube des Volkes. Und sein Glaube ist ihm heilig. Záh hält es an ihm und spricht vor Uneingeweihten nicht gern und nur höchst selten davon.

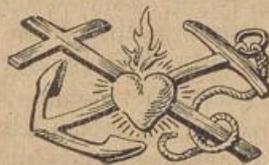
Die schreckliche regenlose Zeit bis Dezember-Januar trieb nun auch jetzt den alten Chingano zu seiner Pflegebefohlenen, zur Regengöttin *Nechiskwa*. Es war ihm eröffnet, daß Manduza, sein Sohn, der Schuldige sei. Als Chiriseri nun Chingano einmal die Ursache der Regenlosigkeit befragte, befahl Chingano dem Chiriseri, Manduza gefangen zu nehmen und zu verbrennen. Chiriseri wußte wohl warum, widersetzte sich aber lange, da er vorgab, daß sie jetzt unter dem (Straf)gesetz der Weißen seien und diese es ahnden würden. Chingano bestand aber auf seinen Willen und Befehl, und Chiriseri mußte folgen. Chiswiti lieferte seine Leute und in einer Januarnacht — der Neger kennt kein Datum — überfielen die Leute Chiswiti's Manduza's Kraal. Manduza ahnte sein Schicksal und schickte Weib und Kind fort. Die Helden der Nacht nahmen Manduza gefangen, schleppten ihn gebunden zum Ver-

sammelungsplatz des Volkes (Mama Kungua); dort wurde Holz aufgeschichtet und Feuer angemacht, nachdem man Maduza mit einem eigens dazu dienenden Band (das auch bei den andern Verbrennungen schon verwendet worden war) festgebunden. Bald hörte man die Laute des Opfers: Nu, nu, nu... bis die Flammen ihre Beute verzehrt hatten, die nackten, weißen Knochen zurücklassend und einen üblen Geruch! Das Opfer ward zur Entsühnung gebracht und Nchiskwa sandte, wie Chingano ausdrücklich vor Gericht beteuerte, am folgenden Tage und weiterhin ausgiebigen Regen! Tinzora aber, Manduza's Bruder, brachte den Tod zur Anzeige bei den „warungu“, Weißen. Der Fall wurde mit einem nicht geringen Gerichtsapparat im Mai verhandelt, wobei Chiriseri freigesprochen, Chingano aber und Chiswiti mit einigen andern für schuldig erklärt wurden. Es hätte wenig gefehlt und man hätte sogar noch Nchiskwa, die Regengöttin selbst, vor Gericht zitiert! Es war interessant, zu verfolgen, mit welchem Geschick und mit welcher Religionslosigkeit der Advokat Chinganos (ein murungu natürlich, ein Weißer) diesem durch Analogie und Anlehnung an Bibel und Religionsunterricht zu verteidigen suchte. Soviel ich weiß, dürften nur protestantische Missionäre dort sein. Wer will nun helfen, wer will — kommen und helfen, daß auch wir hinkönnen, um den verblendeten Eingeborenen das eine Wahre, den einen Wahren, den wirklichen Mwari, Gott, oder Nave, wie man anderwärts hier sagt, kennen und lieben zu lehren? Oder soll ich noch weitere Betrachtungen anstellen, um in Erwägung des erzählten Tatbestandes endlich zu demselben vorerwähnten Abschluß zu kommen? Soviel kann ein jeder selbst! —

## Aus der katholischen Welt.

Das Wachstum der Kirche im Jahre 1923.

Die Acta Apostolicae Sedis bringen eine Übersicht über die Vermehrung der katholischen Hierarchie im Jahre 1923. Es entstanden in diesem Zeitraume drei neue Erzdiözesen: Merida in Venezuela, Riga in Lettland und Ernakulam im malabarischen Indien. Riga war schon im Mittelalter Erzdiözese, die anderen beiden sind Neugründungen. Diözesen wurden vierzehn gebildet. Es sind dies: in Venezuela: Coros, Cumana, Valencia und St. Cristobal; in Mexiko: Huejutla und Papantla; in Brasilien: Barros do Pihary und Campos; in Sibirien: Wladiwostock; in Indien: Balisut und tuti Corin; in Malabar: Changanacherry, Kottanam und Trichur. Eine neue apostolische Delegation wurde in Südafrika mit Sitz in Capetown errichtet. Apostolische Vikariate wurden sieben neu errichtet: in Sibirien, in Hiroshima (Japan), in Neuguinea, in Majunga, Kaba und Basso Volta (Afrika). Das Apostolische Vikariat Marshall wurde dagegen aufgehoben und jenem auf den Karolineninseln angegliedert. Apostolische Präfecturen wurden ebenfalls sieben neu errichtet: in Island, auf den Inseln Cook und Manihiki (Ozeanien), in Buea, Cariex und Lydenburg (äquatoriales Nilgebiet) und in Swasiland (Afrika). Die neuerrichteten apostolischen Delegationen, Vikariate und Präfecturen sind alle in Missionsgebieten. (K.-V.)

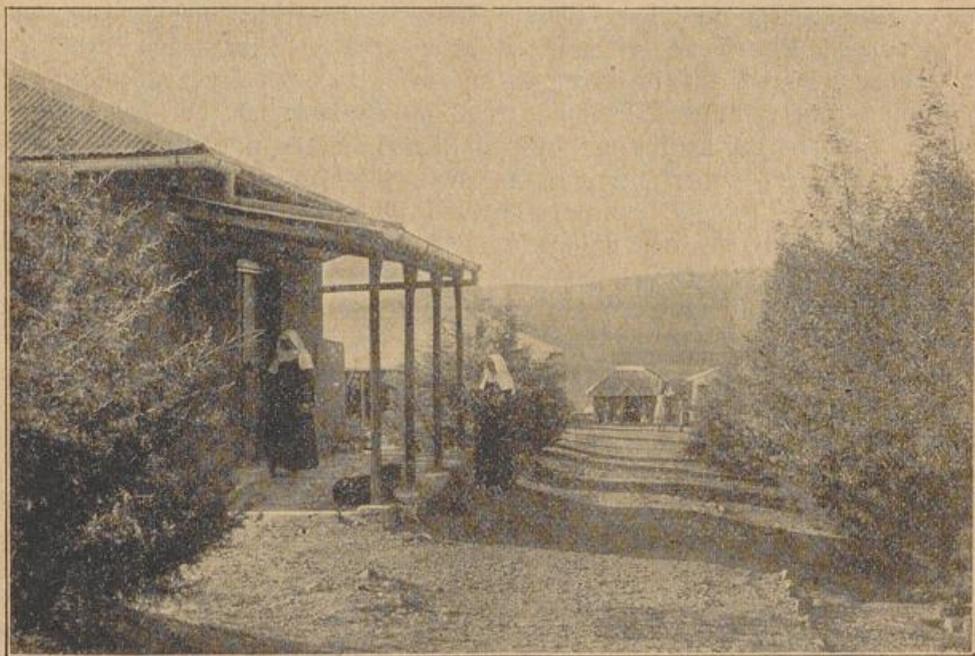


## Im Flug an südliches Gestade.

Eine Vorkriegserinnerung von P. Dominikus. R. M. M.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen  
den schickt er in die weite Welt.“

Mit Eichendorfs Gedanken und Empfindungen hatte ich die erfreuliche Mitteilung empfangen, mich bereit zu halten, am so und sovielen September im Jahre des Herrn 19... abzureisen. Wohin? Nun, im folgenden wird es ver-raten. Als erfahrener Reiseonkel, obwohl kaum in den Jahren, wo man das oft recht zweifelhafte Vergnügen besitzen darf, Onkel zu sein, hatte ich mein wohlverpacktes, unvermeidliches Gepäck vorausgeschickt, denn ich liebe un-behelligt von alten Schachteln, ich meine wirkliche alte Schachteln aus Pappe und ohne größere Koffer, leicht gerüstet, lange Fahrten anzutreten. Und diesmal



Missionsstation St. Johns.

gab es eine lange Fahrt. Die eigentliche Abfahrtsstation war Gießen. Tags zuvor war ich bei Bruder und Schwester eingetroffen, um noch einige traute Stunden in ihrer Mitte zu verbringen und zu verplaudern und auch noch einen Blick auf die hübsche Universitätsstadt zu werfen, noch einmal in der Umgegend herumzustreifen und Eindrücke mitzunehmen von den romantischen Orten und reizenden Idyllen, deren eigenartige Schönheit immerdar in der Erinnerung haften.

Heute mochten sie nicht recht in den Vordergrund treten, als ich mit den Geschwistern in frühester Morgenstunde auf dem Bahnsteig stand um den Zug zu erwarten, der mich entführen sollte. Meine Gedanken schweiften noch einmal heim zu den Eltern, die im stillen, allerliebsten Lahndörfchen wohl schon ihren gewohnten Arbeiten nachgingen und den Zeitpunkt vermuteten, wo „er“ ab-fahren soll von Gießen. Im Geiste drückte ich den Lieben noch einmal die

Hand. Merkwürdig, beim Beginn einer langen Fahrt, die uns auf unbestimmte Dauer trennt, gibt die Aussicht auf das Wiedersehen ein merkwürdiges Gefühl der Beruhigung, eine Art Freude. Wiedersehen nach langer Trennung verursacht eine der wenigen reinen Freuden hienieden.

Deshalb leuchtete auch das Mutterauge, als ich sagte: „Ich bin bald wieder da,“ und ich selber freute mich darüber. — Da polterte und lärmte der Zug in die Halle. Hamburg — Basel — Ventimiglia. Nun gings ans Suchen nach einem bequemen Platz. Die einzige Tasche wurde verstaubt, Reisewünsche entgegengenommen, die Hände herzlich geschüttelt. Draußen vor dem Wagen standen Bruder und Schwester. „Schreibe bald!“ „Selbstverständlich, schon unterwegs.“ Was wird doch nicht alles gesagt, meistens Kleinigkeiten, Belanglosigkeiten, Nichtigkeiten, worunter sich aber dennoch soviel Liebe birgt, die sich scheut vor den fremden, gleichgültigen Mitreisenden.

Ganz langsam gingen wir davon. Die letzten Winke und Grüße — und immer rascher rollten die Räder, immer flüchtiger eilten die Telegraphenstangen an uns vorüber, der ferne Gleiberg mit seinen schönen Burgruinen drehte sich nach mehreren Seiten, um sich nochmals im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen — es half nichts — in rastloser Eile schnob der Schnellzug davon, der Morgensonne entgegen. Drei Herren waren mit mir im Abteil, einer von ihnen unzweifelhaft ein Italiener — aber offenbar in denkbar schlechtester Laune. Er hatte in mir bald den „Pfaffen“ gewittert, was ich aus einer anzüglichen Redensart bemerkte, fand aber bei den andern keinen Anklang. Nachdem ich sorgfältig das Terrain sondiert hatte, — denn ich wollte meinen Platz behaupten und nicht bis Mühlhausen in drangvoll fürchterlich gekeilter Enge sitzen, — gelang es mir, mit einer glücklichen Bemerkung, die Lacher auf meine Seite zu ziehen und nach Verlauf einer halben Stunde wußte ich, daß ich es mit einem Kunstmaler aus Hamburg zu tun habe, der nach Zürich reiste und einem Hamburger Büromenschen. Trotzdem nun mein antiklerikales vis-a-vis Schlaf heuchelte, verfolgte er, wie ich wohl bemerkte, unsere Unterhaltung, die sich vorerst um Hamburger Verhältnisse drehte, wobei der Bürokrat bemerkte, daß es trotz der mannigfaltigen Interessen und dem Gemisch von Bewohnern dort doch nicht so unheimlich sei für Geistliche, wie man sich vielleicht vorstelle. Ich bemerkte dazu, nicht ohne geheime Rachsucht, daß man mit einer geringen Dosis Anstand sich in allen Situationen zurechtfinden könnte und mit Leuten, die trotz aller möglichen Unterschiede nur über gesunden Menschenverstand verfügten, ganz gut auszukommen sei. Darauf brachte ich mit einiger Mühe die Unterhaltung auf neutrales Gebiet und verwickelte den Kunstmaler in malerische Gespinnste. Endlich ergriff Italien die Offensive, denn es wurmte ihn offenbar, daß Hamburg gelobt wurde. Und nun begann die interessante Unterhaltung, die uns die Fahrt nicht mehr langweilig gestaltete. Der Italiener, ein Ingenieur, hatte gerade die Unannehmlichkeit gehabt, um 2000 Mk. geprellt zu werden durch eine schwindelhafte Schweizer „Vermittlung,“ die ihm eine Stelle in der Kapkolonie verschaffen sollte. In London erfuhr Herr Antonio Tiedie, so nannte sich der Geschädigte — die eigentlichen Bestimmungen, in die er aber nicht einwilligen konnte. Zuletzt war er in Bukarest tätig, nachdem er in Florida längere Zeit gewesen war. Dort passierte ihm ein Abenteuer, bei dem es um sein Leben ging, wenn er nicht der Klügere gewesen wäre. Da er wohl geschwiegen hätte, wenn er im geringsten sich kompromittiert gefühlt hätte, so halte ich seine Geschichte für wahr, zumal er sie in naiver Weise erzählte. Wie ihm, war auch uns Zuhörern das Abenteuer unbegreiflich, so einfach es war.

Er war zu Pferde auf dem Wege zur Arbeitsstätte. Unterwegs wurde ihm übel und mit Mühe gelangte er an ein Blockhaus. Er bat die Frau, die er gerade unter der Türe stehen sah, um einen Schluck Kaffee. Sie brachte ihm eine Tasse kalten Kaffees. Da ihm für seine Übelkeit warmer Kaffee lieber gewesen wäre, bat er um solchen. Darauf begann die Frau zu schimpfen und



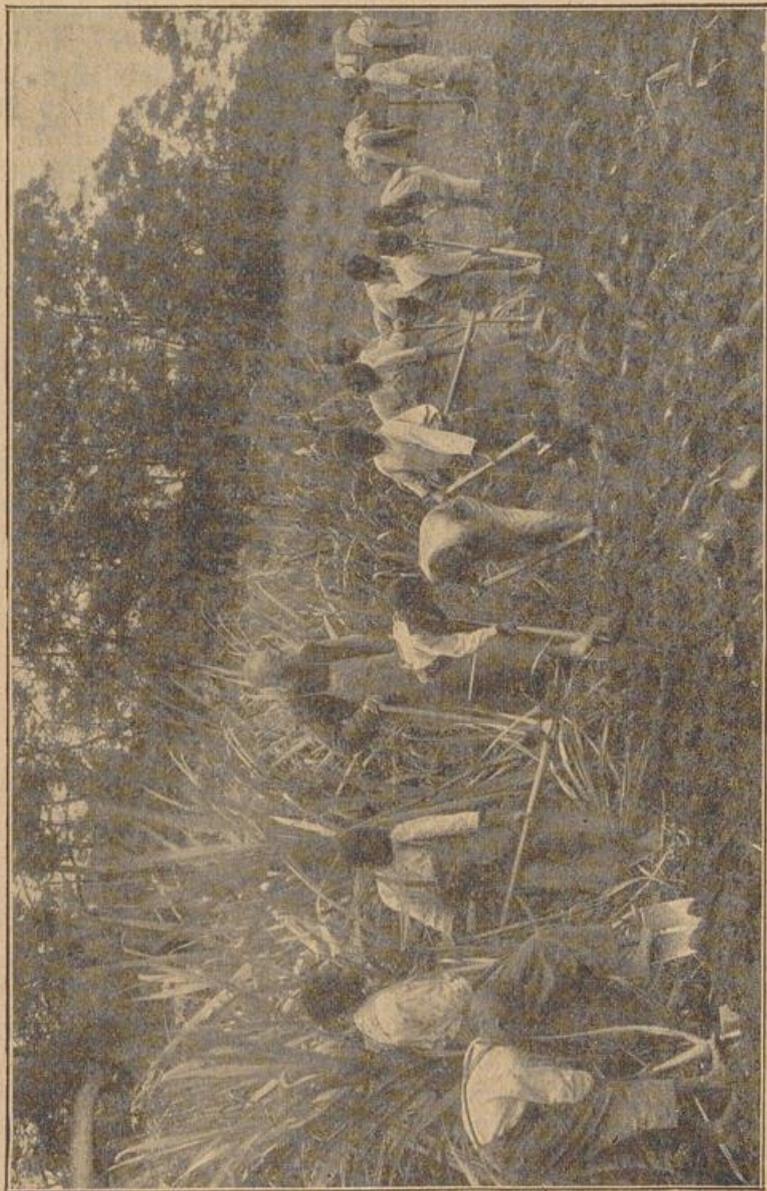
In der Nähe von Mariannahill.

zog sich in die Tenne des Hauses zurück, worauf der Herr Gemahl erschien mit der Büchse im Anschlag und ihn aufforderte, sich schnell zu entfernen, da sonst ein paar Lot Blei ihm das Fortkommen erleichtern, bezw. erschweren würde. Auf diesen kategorischen Imperativ hatte der Bittsteller nichts anderes zu tun als zu gehorchen. — Was sollte ich machen, meinte der Ingenieur, da es mir auf den kalten Kaffee noch schlechter geworden war, konnte ich mich auf Auseinandersetzungen nicht einlassen, denn die Farmer machen verdammt

wenig Faren, wenn man sich auf ihrem Eigentum befindet. Ich zog also ab und ließ dem tapferen Farmer die Überzeugung für den Schutz seines Hauses beinahe einen Mord begangen zu haben. Und seufzend fuhr er fort: „Hätte er damals abgedrückt, so hätte ich die verwünschten 2000 Mk. gespart. — Maledetto. —“ Ich schmunzelte und meinte, der Herr Farmer hätte ihn wohl nicht samt seiner Börse begraben und dürfte Herr Antonio nach seinem Hinscheiden wohl kaum weitere Ersparnisse gemacht haben.

Wir hatten bereits Frankfurt hinter uns und rollten auf Darmstadt zu. Ichklärte den Büromann auf über die Tabaksfelder, die er für Rübenpflanzungen hielt, wobei er in eine Art Extase geriet. In Mannheim setzten wir aufs linke Rheinufer und sausten auf Straßburg zu. Von da war ich mit dem Ingenieur allein. Von Schlettstadt grüßte die Hochkönigsburg, die über den Vogesen thront. Ich Mühlhausen machte ich Station, nahm freundlich Abschied von dem bedrückten „Unternehmer“, der mir noch intimere Einblicke in sein „Ich“ gewährt hatte. Da ich Mühlhausen schon öfter gesehen, erging ich mich ein wenig am Kanal. Im Hotel Winterhalter, nahe dem Bahnhofe, hätte ich freundliche Aufnahme gefunden, denn der Besitzer war der Bruder eines guten Bekannten, mit dem ich in Luxemburg Brüderschaft, oder Schmollis getrunken hatte. Doch war ich nicht in der Stimmung, mich diesen verjährtren Augenblicken frohen Studentenlebens hinzugeben. Ein leises Unbehagen stellte sich ein — das Heimweh tastete mit leisen Fingern in die Seele. Ich bin in jungen Jahren schon weit gereist auf längere Dauer und sollte eigentlich dieses altmodische Gefühl nicht mehr besitzen, aber stets stellt es sich ein. Ich mag die stillen Täler meiner schönen Heimat nicht vergessen. So schlenderte ich längst des Kanals, der Rhein und Rhone verbindet, der gleichsam eine Ader, ein Nerv ist, mit dem Deutschland mit Frankreich verbunden ist. Schwere Frachtkähne lagen an den dicken Ringen der Kanalwände wie gezähmte riesige Krokodile in einem Bassin. Die sympathische Atmosphäre der echten deutschen Stadt fehlt Mühlhausen. Die französischen Reklameschilder stören, die Tracht der Bevölkerung, die gemischte Sprache hält einem stets das Zwitterding einer deutsch—französischen Stadt vor. Mein nächstes Ziel war Altkirch; dort wurde ich erwartet. Gemütlich fuhr mich der Bummelzug der schönen Sundgaustadt entgegen. Schon von ferne steigt auf hohem Fels die „Altkirch“ auf, eine flüchtige Erinnerung an Weilburg, mein Heimatstädtchen, weckend. Auf dem Bahnhofchen erwartete mich mein Gepäck, denn von hier begann die zweite Etappe meiner Fahrt. Die ehrwürdigen Väter (Missionare von Amerika) wollten mir Gastfreundschaft gewähren. Bevor ich ihr schmuckloses, aber freundliches Heim aufsuchte, erklimmte ich den Berg, um der schönen, das Flachland beherrschenden Kirche einen kurzen Besuch abzustatten. Auch in Altkirch war ich früher schon einmal einige Wochen und ich habe mich für diesen Ort besonders interessiert. Es ist die südwestlichste Kreisstadt des deutschen Reiches mit dem „äußersten“ Bildungsmittel, einem kaiserlichen Gymnasium, an der Grenze der glorreichen Republik. Hier gleitet der deutsche Patriotismus sanft hinüber in die Gefilde gallischer Freiheitslande. Die Beziehungen der Sundgaubevölkerung zum französischen, auch zum schweizerischen Nachbarstaat sind ziemlich freundschaftlicher Natur und werden durch verwandtschaftliche Bande noch verstärkt. Daß von „drüben“ keine „deutschen“ Empfindungen mitgebracht werden, ist bei der Sprödigkeit der Franzosen wohl verständlich, wie sich auch von „hiesiger“ Seite nur die unfreundlichen Eindrücke vertiefen. So zieht denn die Sundgauer Jugend oft „hinüber“ ins Belfort und kehrt zurück mit Claironspektakel und blau-weiß-roten Trikoloren der einzigen un-

geteilten Republik, indessen man in der deutschen Kreisstadt Altkirch höchst offiziell und gelangweilt den Besuch eines kaiserlichen Statthalters erträgt. O nein, französisch sein wollen sie nicht, deutsch schon— am liebsten sundgäuisch. Prachtige, liebe Leute gibt es hier, voll warmer Gastfreundschaft und edlem Tun — in Stadt und mehr noch auf dem Lande habe ich sie



Unsere schwarzen Schüler an der Arbeit.

gefunden. Sie sind von altem deutschen Schrot und Korn, echte Allemanen, nach denen die Franzosen die ganze deutsche Nation benennen. Der verderbliche Gifthauch, der von drüben weht, hat ihnen nichts antun können. Diese Leute passen so recht in den Sundgau mit seinen grünen Matten, welligen Hügeln, von stolzen, rebbekränzten Bergen umstanden.

In der Kirche bewunderte ich wieder zwei Feuersteinische Wandgemälde im Presbyterium, das eine den predigenden St. Franziskus Xaverius, das

andere St. Antonius von Padua darstellend, wie er den Fischen predigt. Dort spricht mit überwältigender Kraft gleich den Aposteln am Pfingstfeste der gewaltige Indier-Apostel — hier unter dem anmutigen Himmel Italiens in einfältiger, aber wahrhaft tiefer Weise der liebenswürdige hl. Antonius den stummen Bewohnern des Meeres. Im „Xaveriushaus“ der weißen Väter finde ich herzliche Aufnahme. Außerhalb des Städtchens steht inmitten freundlicher Naturschönheit das Studienheim der genannten Patres. Ein halbes Hundert frohgemuter Jünglinge wohnt hier, welche das Gymnasium der Stadt besuchen. Es sind Missionsaspiranten, die sich im gemeinsamen, brüderlichen Zusammenleben jetzt schon rüsten zum künftigen, opferreichen Leben eines Missionars in Afrika.

Ich treffe hier zwei Kollegen, welche die Weiterfahrt gemeinsam mit mir antreten wollen. Abends trifft auch der Provinzial der Gesellschaft ein und wir erleben einige recht vergnügte Stunden. Damit allerdings die Freude nicht ganz ungemischt sei, erfahre ich, daß meine Effekten „Übergewicht“ haben und das „mehr“ meines Gepäcks einen respektablen Betrag ausmacht, indessen 30 Kilogramm frachtfrei befördert werden. Übrigens sind meine beiden Gefährten in der gleichen mißlichen Lage, denn unter allen irdischen Ärgernissen ist „Umpacken“ eines der größten. Da erst nächsten Mittwoch die Abfahrt stattfindet, beschließen wir diese Arbeit nächsten Vormittag aufzunehmen. Im Fluge verrinnen die Abendstunden; das heitere Jugendleben und -tollen steckt an. „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden?“ Das Tollen geziemt einem nicht mehr, seit das geistliche Kleid uns würdevolles Betragen auferlegt. Desto mehr also innere Freude.

(Fortsetzung folgt).

## Ein betend' Kind.

Ein betend' Kind; welch' lieblich' Bild so unschuldsvoll und rein  
Strahlt Dir entgegen himmlisch mild, daß sich die Englein freu'n!  
O sieh! wie es die Hände hebt so innig zu dem Herrn,  
Welch' tiefer Glaube in ihm lebt, von ihm den Glauben lern'!

Ein betend' Kind; o blick' es an. Sein Auge, wie verklärt,  
Sieht schon die Bitte, kaum getan, vom lieben Gott gewährt.  
O tritt herzu, der du so kalt, das holde Kind zu schau'n,  
Und still die Hände mit ihm falt', lern' auf den Herrn vertrau'n!

Ein betend' Kind; o stör' es nicht in seinem süßen Fleh'n,  
Was es so lautlos zu Dir spricht, o mög'st Du es versteh'n!  
O laß', mein Christ, sein liebend' Herz das Deine wärmen lind,  
Auf daß Du lernest himmelwärts, Gott lieben wie ein Kind!

## Gute Lehren.

„Leute, welche das Christentum für überflüssig halten und an ihrer Vernunft genug haben, sind so klug, wie wenn sie am Mondenschein genug hätten und am liebsten sich darin ergehen und meinen, die Sonne brauche man nicht.“

„Im Auge des Christentums sind besonders vornehme Personen diejenigen, welche Gott durch viele und schwere Leiden auszeichnet.“ (Alban Stolz.)

(Fortsetzung von „Die Flucht des Synn.“ folgt in der nächsten Nummer.)

Gortipohl: Dank dem hl. Schutzengel und der lb. Gottesmutter für Erhörnung in verschiedenen Anliegen.

Raggel bei Ludesch: Bitte an die hl. Familie, J. M. J. um Frieden in der Familie.

Obrißberg: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Anna und dem hl. Schutzengel für Heilung von schweren Leiden.

Leoben: Dank der lieben Gottesmutter und dem hl. Joseph für erlangte Gesundheit eines Mannes und Erhörnung verschiedener Anliegen.

St. Valentin: Bitte um Bewahrung eines jungen Mädchens vor Verführung.

Bad Hall: Ein Missionsalmosen zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Joseph für erlangte Gesundheit.

Hall in Tirol: Ein Missions-Altmosen als Dank für guten Ausgang der Augenoperation und Heilung des Auges und für glückliche Heimreise eines Ehepaars.

Judenburg: Tausend Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Erhörnung in verschiedenen schweren Anliegen.

Freistadt, Ober-Oesterreich: Ein Missions-Altmosen als Dank der lieben Gottesmutter für Erhörnung in einem Anliegen.

Dornbirn: Tausend Dank der heiligsten Dreifaltigkeit, der lieben Gottesmutter Maria und dem hl. Joseph für Erhörnung in verschiedenen Anliegen. Bitte um Gesundheit.

Linz: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Befreiung von Menschenfurcht durch eine neuntägige Andacht (Novene). Missionsalmosen und Veröffentlichung versprochen.

Dank dem göttlichen Herzen Jesu und heiligen Herzen Mariä, dem heiligen Joseph, heiligen Antonius und heiligen Leonhard für glückliche

überstandene Operation und Bewahrung vor Unglück im Stall. Veröffentlichung versprochen.

M. Osttirol: Gebetsempfehlung und Dank in verschiedenen schweren Anliegen dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä, dem heiligen Joseph, dem heiligen Antonius und den armen Seelen.

Imnigen Dank der heiligen Mutter Anna vor Bewahrung einer Verschlimmerung eines Herzleidens.

Echo: Zu Ehren des heiligen Klemens Maria Hofbauer 500 000 Kr. Missions-Altmosen. Tausend vergelt's Gott!

Köln, V.: Dem heiligen Joseph, dem heiligen Antonius und dem heiligen Paul vom Kreuz sei Dank für allgemeine Hilfe.

Grefeld: Dank dem heiligen Antonius für wiedergefundene Gegenstand.

Günningfeld: Für wiedererlangte rasche Hilfe sei dem heiligen Herzen Jesu und der Gottesmutter und allen Heiligen Dank.

Elsdorf: Dank der lieben Muttergottes für Erhörnung in schwerem Anliegen.

Elsdorf: Dank dem heiligen Joseph für Besserung in einem unheilvollen Leiden.

Elsdorf: Dank dem heiligen Eustachius für Erhörnung in einem schweren Anliegen.

Godesberg: Dank dem göttlichen Herzen und der heiligen Mutter Anna für Hilfe in schweren Stunden.

Grefeld: Dank dem himmlischen Vater, der lieben Gottesmutter, dem göttlichen Herzen Jesu, dem gekreuzigten Heiland, dem heiligen Joseph, dem heiligen Antonius, dem heiligen Schutzengel und allen Heiligen für Gebetserhörnung und Erfüllungen der Bitten.

Wending: Herzliches Vergelt's Gott für die Uhr ex voto.

Von Unbekannt 10 M. für Heranbildung junger Missionäre. Gott lohne es.



## Danksagungen.



Gabersdorf, Stmk. Nied, im Zinkreis, Ob. Oest. Otensheim, Ob. Oest. Wien, II. St. Lambrecht, Stmk. Napoltenstein, Nied. Oest. Schönbach, Nied. Oest. Oberkrainisch, bei Murek, Stmk. Rohrbach, Mühlkreis, Ob. Oest. Freisach, Kärnten Kernhof, Nied. Oest. Gars, Nied. Oest. Groß Steinbach, Stmk. St. Margarethen a. d. Raab, Stmk. Friedberg, Stmk. Wien, VIII. Freiberg, Mähren. Lannach, Stmk. St. Johann, in Saggautal, Stmk. Groß St. Florian, Stmk. Luz, Ob. Oest. Blumau, Stmk. St. Stefan, Ob. Steinz, Stmk. Maria Ellend, Kärnten. Wien III. Pernitz, bei Graz.

St. Georgen, a. Attergau Schlägl, Ob. Oest. Freistaat, Ob. Oest. Anger, Stmk. Franzensfeste. Wundschuh, Stmk. Linz, a. d. Donau. Nürnberg, Künzelsau, Ballenberg, Nichtalsheim, Pözler bei Brunnern, Künzelsau, Ertingen, Neuburg, Hänner, Gefsattel, Erfurt, Lautenbach, Oberbränd, Sonthofen, Brück, Straßburg, Hallendorf, Oberwittstadt, Gumbrechtshofen, Schachen, Freiburg, Oberkirch, Hanteneberstein, Glotten, M. R. Elsdorf, Hambach, Morbach, Düren, Bochum, Wiffersheim, Köln, Kalk, Bildstoc (Saar), J. J. Elsdorf, Cappellen, Wiffersheim, Mattenheim, Altenahr.

## Gebetsempfehlungen.

Eine schwerkranke Familienmutter. — Schludenan: 22 Kr. als Antoniusbrot um Hilfe in meiner Krankheit. — Erhaltung einer passenden Stelle. — Um glückliche Berufswahl und um Gesundheit oder doch bessere Ergebung in Gottes heiligen Willen. — A.: Um Hilfe in einem Anliegen. —

## KATHOLISCHE MISSIONSÄRZTLICHE FÜRSORGE.

Jahrheft 1924 des Katholischen Vereins für missionsärztliche Fürsorge und missionsärztlichen Instituts zu Würzburg. Xaverius Verlagsbuchhandlung A. G. Aachen.

Es dürfte in katholischen Kreisen noch viel zu wenig Beachtung gefunden haben, daß die missionsärztliche Frage auch in katholischen Missionskreisen sehr aktuell geworden ist. Dieses bewunderungswürdige Unternehmen muß unbedingt mit in den Interessentenkreis aller aufrichtigen Missionsfreunde gezogen werden. Wir verweisen auf das Jahrbuch 1924 mit seinem gediegenem, wissenschaftlichem und aufklärendem Inhalt über diese Bestrebungen, die aus der Feder gelehrter und im Missionswesen bestens orientierter Mitarbeiter stammen.

P. Dominikus, R. M. M.



Ellinwood, Kans.: Engelbert Moeder. Fort Dodge, Kans.: Barbara Schlimm. Rochester, N. Y.: Clementine Scheid. Columbus, Ohio: Johanna Schramm. Cleveland, Ohio: Johanna Goetz. Portland, Oregon: Frank Schwarzbeck. Buffalo, N. Y.: Agnes Beidler. Pittsburgh, Pa.: Charles Josepi Glod. Milwaukee, Wis.: Susan a Dietrich. Münster: Frau Sophie Wendeler. Münster: Frau Wwe. Julie Wittkamp. Thüle: Herr und Frau Anelange. Waitrop: Fr. Philippina Baur. Emsdorf: Barbara Urig-Mg'er. Essen: Frau Wwe. Zo-

hanna Beder. Köln: Frau Helena Heß. Altesessen: Anton Laurich. München-Gladbach: Oskar Joh. Kühlen. Graz: Maria Schwarz. Graz: Anna Schwarz. Gleisdorf: Kamila Kogler. Schörfling: Maria Nieder. Pfarrkirchen, Ob. Oest.: Rosina Stieglmayr. St. Johann bei Herberstein: Franziska Reichenhofer. Groß Siering: Anna Buchstod. Baczentivan, Jugoslawien: Paul König. Feistritz, Stmk.: Maria Stelzl. Reichental, Ob. Oest.: Katharina Rukersdorfer. Murnau: Joseph Boos. München: Andreas Hüllmayr.

## Das Kreuz des Südens

strahlt hernieder auf die Heidenwelt Afrikas, die noch nach Millionen zählt.

### Wo sind die Helfer?

Willkommen jeder, der gesund ist, guten Willen hat und sein Leben dem lieben Gott im Missionsberuf weihen will.

Willkommen vor allem opfermutige Priester, die nach einjährigem Noviziat sogleich in die afrikanische Mission abreißen dürfen.

Willkommen Priesteramtskandidaten, die ihre humanistischen Studien schon vollendet haben.

Willkommen ganz besonders auch Missionsbrüderkandidaten. Jeder, sei er Landwirt oder Schreiner, Schuster, Schneider, Bäcker, Tischler, Schlosser, Spengler, Wagner, Mechaniker, Seher, Drucker, Buchbinder, Elektrotechniker, Photograph ufw. ufw. ist brauchbar im umfangreichen Betriebe eines Missionswerkes.

Willkommen sind alle in der

Genossenschaft der Mariannhiller Missionare, die in Südafrika ihr großes Missionsgebiet hat.

Hast Du Lust mitzuwirken beim Aufbau des Reiches Gottes im Heidentum, dann melde Dich bei:

P. Provinzial, Missionsseminar Moyssanum, Vohr a. M.

Alle unautent. Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerl and Missionsseminar St. Joseph.

Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reutlingen, Württemberg, (Schwaben).